

Peter Petersen und die Jenaplan-Pädagogik

Historische und aktuelle Perspektiven

Herausgegeben von Peter Fauser,
Jürgen John und Rüdiger Stutz
unter Mitwirkung von Christian Faludi



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Einleitung	9
Teil I: Die Weimarer Zeit	
Franz-Michael Konrad	
„Locarno 1927“ und „Kleiner Jena-Plan“ – Ein innovatives Gestaltungsmodell pädagogischen Denkens, seine Entstehungshintergründe und seine Wirkungen	41
Jürgen John	
„Eine Schule – ein Lehrerstand“. Lehrerbildung, Erziehungswissenschaftliche Anstalt und Universitätsschule als Peter Petersens Jenaer Handlungsfelder 1923 bis 1933	77
Peter Fauser	
Eine demokratische Schule? Die Universitätsschule Jena in ihrer Weimarer Gründungszeit. Versuch einer demokratiepädagogischen Qualitätsanalyse ihrer Praxis	161
Justus H. Ulbricht	
„Volk-Bildung“ – „völkische Bildung“ – „Volksbildung“. Politisch-ideologische Gemengelagen im pädagogischen Diskurs der Weimarer Republik	227
Teil II: Die NS-Zeit	
Hans-Christian Harten	
Petersen und der Nationalsozialismus – SS-nahe akademische Netzwerke der Erziehungswissenschaft	251
Hein Retter	
Zur Diskussion um die Universitätsschule Jena im Nationalsozialismus	291

Hein Retter

ZUR DISKUSSION UM DIE UNIVERSITÄTSSCHULE JENA IM NATIONALSOZIALISMUS

Inhalt: Thesen (292) Teil I: Fiktion, Arrangement, Manipulation in der Petersen-Rezeption (296) Petersen und die „Lehrervereinsbonzen“ (296) Jürgen Eierdanz (297) Karl-Heinz Heinemann (298) Torsten Schwan (299) Benjamin Ortmeier (306) Mike Niederstraßer (308) Die Petersen-Kontroverse – kein Gewinnspiel (310) Teil II: Sozialisten und „Halbjuden“ bei Petersen (312) „Jüdische Kinder“ (312) Wie es zu dem Projekt „Universitätsschule“ kam (325) Eltern der Universitätsschule im Widerstand (327) Reaktionen (328) Der Gattungsbruch der Jenaer Erinnerungsgeschichte (331)

Die Petersen-Diskussion in Jena ab November 2010 war wesentlich durch die Veröffentlichung meines Buches „Die Universitätsschule Jena. Zufluchtsort für bedrohte Kinder im Nationalsozialismus“ entfacht worden. Der Band wurde bei seinem Erscheinen von Torsten Schwan (Osnabrück) und Benjamin Ortmeier (Goethe-Universität Frankfurt am Main) mit dem Vorwurf bedacht, dass das, was ich schreibe, schlicht falsch oder frei erfunden sei.

Der vorliegende Beitrag ist eine vorläufige Antwort; das Projekt ist im Fluss, sodass mir persönlich jede Kritik im Prinzip erwünscht ist – selbst wenn sie in grenzwertiger Form erfolgt. Die Diffamierungskampagne durch Gegner meines Buches traf allerdings auch eine Reihe von in hohem Alter lebenden Personen, deren Eltern/Familien unter dem Nationalsozialismus litten. Sie selbst besuchten die Jenaer Universitätsschule (Petersenschule) unter Leitung von Peter Petersen (1884–1952), 1923–1950 Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Jena. Die Diffamierung beschädigt das Gedenken an jüdische Verfolgte des NS-Regimes und die Erinnerung an Jenaer Widerstandskämpfer, die ihre Kinder Petersen anvertrauten, da sie seine Schule als einen Ort des Schutzes sahen.

Nachdem in Jena heute die Wogen der Erregung im Zuge der Umbenennung eines Platzes geglättet sind, ist die Historisierung des Streites um die Jenaer Universitätsschule eine Frage der Zeit, auch wenn die Auseinandersetzungen mit diesem Beitrag nicht beendet sein werden. Die Ergebnisse meines Projektes über die Jenaer Universitätsschule sind getrennt zu sehen von einer politischen Bewertung des Erziehungswissenschaftlers und Reformpädagogen Peter Petersen. Die eigentlichen, im Buch dargelegten Entdeckungen wurden in den Angriffen der Gegner bewusst ausgeblendet. Sie liegen in der Tatsache, dass Kinder von Eltern des sozialistischen Widerstandes in Jena gegen das NS-Regime ab 1933 die Universitätsschule besuchten. Dem kann weiter nachgegangen werden. Kinder sind in der Diktatur schon gefährdet, wenn deren Eltern gefährdet sind. Doch es ging in diesem Projekt nicht ausschließlich um Kinder aus sozialistischem Elternhaus, sondern auch um jene jüdischer Herkunft und um Kinder, die wegen einer körperlichen oder geistigen Behinderung in der Universitätsschule – ihren heutigen Aussagen nach – davor bewahrt wurden, dem gemäß NS-Ideologie auszumerzenden „unwerten Leben“ zugerechnet zu werden.

Zur Strategie meiner Gegner gehörte, die Rahmenbedingungen und den definierten Selbstanspruch des vorliegenden Projektes, der bescheiden ist, zu missachten. So wurde von ihnen der Begriff der „Gefährdung“ im Nationalsozialismus ausschließlich für die Deportation und Ermordung „volljüdischer“ Kinder reserviert, um behaupten zu können, es habe in den dokumentierten Fällen keine Gefährdung gegeben. Deshalb sei die Universitätsschule kein „Zufluchtsort“ politisch oder rassistisch Gefährdeter gewesen. Vielmehr seien diese Berichte „Ehemaliger“ über die Situation ihrer Familien und ihre Schulzeit bei Petersen ein Mythos oder die Erfindung nationalsozialistisch angehauchter Petersen-Anhänger.

Letztlich bin ich meinen „Gegnern“ Benjamin Ortmeier und Torsten Schwan zu Dank verpflichtet. Denn fast alle ihre Einwände beziehen sich auf Überschriften, Formulierungen, Definitionen. Der von mir zu Grunde gelegte Forschungsansatz, Namen aus der Jenaer Widerstandsliteratur mit Namen aus den Schülerlisten der Universitätsschule zu vergleichen, hat damit nichts zu tun. Die vorgebrachte Kritik stärkt vielmehr die von mir vertretenen Thesen.

THESEN

1. In der Jenaer Universitätsschule (Petersenschule) gehörten unter dem NS-Regime zur Schulgemeinde auch a) Väter, Mütter und Kinder, welche nach nationalsozialistischer Definition Juden oder jüdischer Abstammung waren, b) Eltern, die Mitglieder der (ab 1933 verbotenen beziehungsweise durch Terror bekämpften) sozialistischen Parteien SPD und KPD waren und ab 1933 im Jenaer Widerstand gegen den Nationalsozialismus arbeiteten, c) Kinder, die körperlich behindert beziehungsweise geistig retardiert waren und deshalb von staatlichen Exklusionsmaßnahmen wie dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 bedroht waren. Der Sachverhalt wurde durch Vergleich der Schüler- und Elternlisten der Universitätsschule mit den in der Jenaer Gedenk- und Widerstandsliteratur genannten Personen ermittelt.¹
2. Mündliche Berichte aus dem Jahr 1995 von – heute überwiegend verstorbenen – im Nationalsozialismus gefährdeten Absolventen der Petersenschule, welche Jenaer Historiker durch Befragung veranlassten (ohne dass es zur Veröffentlichung der Protokolle kam), belegen einen Sachverhalt, der im Jahr 2010 durch „Ehemalige“ in meinem eigenen Projekt bestätigt wird: Als Kinder von Eltern, die unter dem NS-Regime litten, erlebten sie die Petersenschule während der NS-Zeit als einen Hort des Schutzes vor Willkür, Gewalt und möglichen behördlichen Eingriffen des NS-Staates sowie als Ort einer humanen Pädagogik.²

1 Am Anfang der Recherche standen zwei Schriften (weitere folgten). A) Jenaer Arbeitskreis Judentum (Hg.): Juden in Jena, Jena 1998. B) Heinz Grün: Bürger aus Jena und Umgebung im Widerstand gegen das Naziregime 1933–1945. Eine Übersicht, Jena 2005. In beiden Bänden werden vom NS-Regime verfolgte Familien genannt, die, wie auf Schüler- und Elternlisten feststellbar ist, zur Schulgemeinde der Petersenschule gehörten.

2 Hein Retter: Die Universitätsschule Jena. Zufluchtsort für bedrohte Kinder im Nationalsozialismus, Jena 2010. (= Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte, Bd. 13); Dietmar Ebert, Sigrid

Die Befragten betonen, dass sie in der Petersenschule rassistischen, auf die Kerninhalte der NS-Ideologie bezogenen Unterricht nicht erfahren haben. Die Aussagen stehen in krassem Widerspruch zu rassistischen Texten Petersens ab 1933.

3. Aus der Sicht der Befragten ist es unangemessen, die Universitätsschule Jena im Zeitraum 1933–1945 eine „Nazischule“ zu nennen – was auch immer Petersen an Fragwürdigem 1933–44 schrieb oder durch Gewinnung von Kontakten zu Organisationen des NS-Regimes in Vorträgen zum Ausdruck brachte. Dass die Verbreitung von NS-Ideologie eindeutige Distanzierung erfordert, ist heute so klar wie das Gebot, Aussagen von Personen, die mit ihren Eltern im NS-Staat von Diskriminierung und Gewalt bedroht waren, bei sorgsamer Prüfung der mitgeteilten Sachverhalte auf Fehler und Irrtümer nicht nur dem Generalverdacht reiner Erinnerungsverklärung auszusetzen. Zu erklären, ob und wie es für die Universitätsschule möglich sein konnte, sowohl eine öffentliche Schule im Nationalsozialismus zu sein, die auch von Kindern dreier prominenter Nationalsozialisten aus dem Kollegenkreis Petersens zeitweise besucht wurde und gleichzeitig – aus subjektiver Sicht von Betroffenen – ein Zufluchtsort von Kindern rassistisch, rassenhygienisch oder politisch Bedrohter des NS-Regimes zu sein, bedarf weiterer Klärung. Das Buch, das Ende August 2010 in den Druck ging, ist in einzelnen, weniger relevanten Sachverhalten heute schon wieder ergänzungsbedürftig. Deshalb markiert es nur den Anfang der Spurensuche, die der Weiterbearbeitung bedarf.
4. Zwei Behauptungen von Torsten Schwan sind zurückzuweisen: Erstens die Behauptung, ich spreche „schamlos [sic!]“³ von jüdischen Kindern, könne jedoch „nicht einen ‚volljüdischen‘ Schüler nennen, der nach 1933 die Universitätsschule besucht hätte“.⁴ Die meisten derjenigen, die als Schüler der Universitätsschule durch ihr eigenes Schicksal den Urhebern der Kampagne hätten direkt gegenüber treten können, sind verstorben. Die von mir Befragten aus Familien jüdischer Herkunft leben heute in und außerhalb Jenas in hohem Alter. Sie waren als Kinder der Universitätsschule ab 1933 mit ihren Eltern Demütigung und Entrechtung ausgesetzt, mit den Rassegesetzen wurden sie wie Vieh klassifiziert. Im November 2010 bewertete Torsten Schwan die Prozedur ein zweites Mal, um den Grad ihrer Demütigung zu überprüfen nach dem Motto: „Kein ‚Volljude‘ – keine Bedrohung im Nationalsozialismus!“ Und Mike Niederstraßer (DIE LINKE) unterstützte diese Prozedur gemeinsam

Lichtenfeld: Protokolle der Berichte von Berta Büchsel, geb. Voigt [Lehrerin] sowie von Johanna Großkurth, Lilo Czekalla, Ellen Körtge, Günther Schöppe, Jena 1995 (Stadtarchiv Jena).

- 3 Torsten Schwan: Die Universitätsschule Jena – „Zufluchtsort“ für jüdische Kinder im Nationalsozialismus? Eine Analyse der von Hein Retter präsentierten neuen Petersen-Forschung, in: Dokumente der Auseinandersetzung zur Umbenennung des Peter-Petersen-Platzes in Jena. November 2010 – Dezember 2010, hg. von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Thüringen, GEW Studis Jena, GEW Kreisverband Jena-Saale-Holzland, Jena 2010, S. 112–160, S. 135. – Auf ein 2011 erschienenes Buch von Schwan, in dem dieser Aufsatz im Anhang ebenfalls abgedruckt ist, gehe ich hier nicht ein.
- 4 Schwan: Universitätsschule (wie Anm. 3), S. 153.

mit den Jenaer „GEW-Studis“ und der GEW Thüringen – von Benjamin Ortmeier gar nicht zu reden. Was sind das für Menschenfreunde, deren Denken durch jene Strukturen geprägt ist, die Schwan zu bekämpfen meinte, wenn er Maß nahm bei denen, die davongekommen sind? Jenen, die in Nischen des Hitlerstaates oder durch Zufall überlebten, aber ein Schicksal hatten, das sie unterschied von Tätern, Mittätern, Mitläufern! Die Mutter von Margot P. und die Mutter von Rolf S. waren als Jüdinnen der Petersenschule sehr verbunden. Sie wurden 1942 beziehungsweise 1944 in Konzentrationslager verschleppt. Deren heute noch lebende Kinder waren nach der Deportation ihrer Eltern schutzlos. Als alte Menschen werden die damals Gefährdeten im NS-Staat in einer „Analyse“ von Torsten Schwan allesamt in Tabellen gebracht, in Kästchen gefasst, hin und her gewendet, bis zum Intimbereich durchleuchtet, ob sie denn den geforderten Klassifikationsansprüchen genügen. Sie wurden Opfer einer abstoßenden Rhetorik selbsternannter Fleischbeschauer, „furchtbarer“ Experten, vor denen zu fürchten sie Grund hatten; in einer Kampagne, in der sie nicht mehr, ohne selbst in Nazi-Verdacht zu geraten, sich trauten, für sich einen Satz auszusprechen, den ihnen bis zum Jahr 2010 niemand streitig machte, was immer an skandalösen Texten Petersens auch im Raum steht, nämlich: „Ich bin Petersen und seiner Schule dankbar!“ Niemand stellte sich öffentlich und unabhängig vom Parteiendisput hinter diejenigen, die im Buch über die Universitätsschule zu Wort kommen. Die Jenaer Presse (OTZ) verschwieg die Existenz meines Buches, sie lud stattdessen den als „Fachmann“ titulierten Schwan am 13. Dezember 2010 zum Interview. Eine „freie“ Presse würde *alle* Seiten zu Wort kommen lassen, vor allem Verfolgte des Naziregimes beziehungsweise deren Kinder, die bei Petersen in die Schule gingen. Doch einen Leserbrief von Rolf S. vom 20. Februar 2011 lehnte die Ostthüringer Zeitung zu drucken ab. Margot R. war 1944 nicht mehr Schülerin der Universitätsschule, bezieht aber ihre heutige Aussage, diese Schule als Ort des Schutzes und der Zuflucht erfahren zu haben, auf die Zeit ihrer Zugehörigkeit zur Petersenschule. Die Formulierung „Kinder aus jüdischen Familien“, an der Schwan Anstoß nimmt, taucht als Unterpunkt 4.3.3 im Inhaltsverzeichnis meines Buches über die Universitätsschule als *Summenbegriff* auf, was Schwan zu einer Kritik veranlasst, die nicht trifft, da jede dokumentierte Person in der Detaildarstellung mit dem durch die NS-Rassegesetze spezifizierten Terminus ausgewiesen ist. Ich führe diese barbarische Klassifikation nicht sprachlich weiter, sondern spreche im laufenden Text von jüdischen Kindern. Dies entspricht dem Bedürfnis der Betroffenen, in ihrer jüdischen Herkunft und Identität Anerkennung und nicht Abspaltung zu erfahren. Bei Schwan führt dies schließlich zu der abstrusen Behauptung, ich würde *Judenkinder erfinden!*⁵ Doch jene beiden Absolventen der Universitätsschule mit jüdischen Müttern haben nicht nur das Recht, sich jüdisch zu bezeichnen, sie sind jüdisch (nach dem Gesetz der Halacha). Dies entspricht bei den von mir geschilderten Schicksalen ganz dem personalen Selbstverständnis und dem Willen der Betroffenen, der ihnen von

5 Torsten Schwan: „Vertuschen, verdrängen, diskreditieren“, in: Erziehung und Wissenschaft. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung 63 (2011), Hf. 2, S. 34.

niemandem zu nehmen ist. Die Tochter Elisabeth des jüdischen Ehepaars Aron und Anna S. besuchte vor und nach 1933 die Universitätsschule.⁶ 1938 wurde die jüdische Familie im Zuge der „Polenaktion“ „abgeschoben“ und 1942 in Treblinka ermordet.⁷

5. Zweite Falschbehauptung von Schwan: Nicht „an einem einzigen Beispiel, schon gar nicht für die Zeit nach dem Novemberpogrom 1938“ wird von Hein Retter belegt, „dass Petersen jüdischen Kindern Schutz gewährte“. Auch diese Behauptung ist falsch! Schon der Jenaer Kulturwissenschaftler Dietmar Ebert hielt 2007 fest, dass der Sohn Rolf des Ehepaars S. „die Universitätsschule besucht hat und von Prof. Peter Petersen geschützt wurde“.⁸ Margot R. wie Rolf S. waren nach der Deportation ihrer Erziehungsberechtigten *Waisen* und aufs höchste gefährdet, ebenfalls deportiert zu werden. Margot R. erfuhr 1945 nach Kriegsende, dass sie auf einer Deportationsliste stand, während Torsten Schwan mit dem taxierenden Blick des „Metzgers“, der die „Qualität seines Schlachtviehs“ prüft, triumphiert, dass Margot P. nach NS-Gesetz „eben keine Jüdin“ sei.⁹ Für Leserinnen und Leser des Bandes über die Universitätsschule ist eindeutig, dass die Begriffe „Zufluchtsort“ und „Schutz“ authentische Erfahrung der Befragten sind, die mir mitgeteilt wurde und wie jede ihrer Aussagen der Dokumentation unterliegt. Wiederum tritt jemand auf, diesmal Benjamin Ortmeier, der zu verstehen gibt: *Dass dürfen sie gar nicht sagen, die haben ja Auschwitz nicht erlebt* (siehe unten)! Die meisten der von mir Befragten (beziehungsweise ihre Eltern) lebten täglich näher am KZ als Ortmeier.

6. Als Forscher habe ich die genannten Befunde nur zu registrieren, als engagierter Bürger, der in den sehr präsenten Erinnerungen das Leid der Familien aus den Berichten der Befragten unmittelbar erfuhr, setze ich mich dafür ein, dass diese Erinnerung von Opfern des Nationalsozialismus nicht beschädigt werden sollte. Sie haben einen moralischen Anspruch, öffentlich mit Respekt gehört zu werden. Wenn ihnen die Universitätsschule als Ort des Schutzes in der Diktatur der Entrechtung, Demütigung und Gewalt etwas bedeutete, wird ihre Aussage diskreditiert durch Schwans verächtlich machende Behauptung: Da sie nicht „Volljuden“ waren, brauchten sie keinen Schutz und waren nicht gefährdet, deshalb war die Schule Petersens kein Zufluchtsort und deshalb sind die Äu-

6 UAJ, Bestand S Abt. I, Nr. 168 n.p.: 11. Pädagogische Rückschau, 11.3.1932 (Schuljahrsende 1931/32). *Elisabeth Scheinok* wird genannt auf der Rückseite des Programmblattes als im zweiten Schülerjahrgang, *Margot R. verh. Pampel* als im dritten Schülerjahrgang befindlich.

7 Eberhart Schulz: *Verfolgung und Vernichtung. Rassenwahn und Antisemitismus in Jena 1933 bis 1945*, Jena 2007, S. 158 (in der von Schulz wiedergegebenen Deportationsliste sind die ermordeten Kinder nicht erfasst). Nach Schulz (S. 60f.) wurden Ende Oktober 1938 zwölf polnische Juden aus Jena Richtung Polen abgeschoben. Darunter befand sich Familie Aron Scheinok. Vgl. Arbeitskreis: *Juden* (wie Anm. 1), S. 96.

8 Dietmar Ebert: „In die HJ, da hätten sie mich reinprügeln müssen.“ Die Lohnrechnerin Annemarie Metz (1916 bis 2000) und Winzerlas „lebende Chronik“. Gudrun Wohlfeld erzählt, in: Cornelia Amlacher/Dietmar Ebert/Gisela Horn (Hg.): *Anpassung, Verfolgung, Widerstand. Frauen in Jena 1933–1945*, Jena 2007, S. 189.

9 Schwan: *Universitätsschule* (wie Anm. 3), S. 130.

ßerungen der Betroffenen (die ich im Buch über die Universitätsschule zitiere und interpretiere) für Schwan nicht erfahrenes Leid, sondern „Spekulationen“ oder „Familienmythen“.

7. Die Forderung, den Erfahrungen und Bewertungen von „Ehemaligen“ der Universitätsschule, die selbst oder deren Eltern im Nationalsozialismus litten, mit Fairness zu begegnen, ist kein Urteil über den Reformpädagogen Peter Petersen und sein Verhalten im Nationalsozialismus. Es geht um die Darstellung des im Band über die Universitätsschule mitgeteilten Befundes, der diskutierbar, auch unterschiedlich bewertbar ist, jedoch nicht, wie im vorliegenden Fall geschehen, als „Lappalie“, „Märchen“ oder „Erfindung“ abgetan werden sollte.

TEIL I: FIKTION, ARRANGEMENT, MANIPULATION IN DER PETERSEN-REZEPTION

Petersen und die „Lehrervereinsbonzen“

In einem Brief an den preußischen Kultusminister Adolf Grimme vom 12. März 1932 beschwerte sich Petersen bitter über „die Lehrervereinsbonzen“, sei es in Thüringen oder im Deutschen Lehrerverein, die seine Vorstellungen zur vollakademischen Lehrerbildung boykottieren würden.¹⁰ Keine Frage, Petersen war kein Freund der Gewerkschaften, und dies aus mehreren Gründen. Das Umgekehrte gilt genauso: Von keiner Seite wurde Petersen derart angegriffen wie von Autoren, die der Erziehergewerkschaft zugehören oder ihr nahestehen.

Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) ist nicht nur ein unverzichtbarer Faktor in der politischen Kultur der Bundesrepublik, sie ist wie jede freie Großorganisation in der Meinungsbildung ihrer Mitglieder durchaus pluralistisch geprägt. Die Jenaplan-Renaissance nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im Wesentlichen von gewerkschaftlich organisierten Lehrkräften getragen. Heute bestehen über Petersens Jenaplan-Pädagogen extrem unterschiedliche Auffassungen. Die lautstarke Petersen-Kritik einer Gruppe von GEW-Mitgliedern war von Anfang an von der Absicht bestimmt, bislang verdrängte Mittäterschaft im Nationalsozialismus aufzudecken.¹¹ In der allzu lange von der engeren Schülerschaft Petersens

10 Petersen an Grimme vom 12.3.1932, abgedruckt in: Hein Retter (Hg.): Peter Petersen und der Jenaplan: Von der Weimarer Republik bis zur Nachkriegszeit, Weinheim 1996, S. 325–326.

11 Mein eigener wissenschaftstheoretischer Ort liegt beim Kritischen Rationalismus (Karl R. Popper, Hans Albert). Auszugehen ist dabei von der Veränderbarkeit wissenschaftlicher Urteile durch erfolgreiche Falsifikation bestehender Theorien. Das schließt eine plurale Wissenschafts- und Deutungskultur nicht aus. Thesen sollten erfahrungsgelitet und überprüfbar sein. Der Irrtum ist notwendiger Bestandteil wissenschaftlichen Denkens. Jede aus Forschungsbefunden resultierende These ist durch vernünftige Behauptung des Gegenteils in Frage zu stellen. Im Falle des Scheiterns eines Falsifikationsversuches kann die These aufrecht erhalten bleiben, im anderen Fall bedarf sie der Differenzierung. Sachurteile stehen in einem gesellschaftlichen Kontext. Geübte Kritik ist deshalb selbst wiederum der Kritik unterstellt. Vgl. Hein Retter: Reformpädagogik zwischen Rekonstruktion, Kritik und Verständigung. Anmerkungen zu einer Kontroverse, in: ders. (Hg.): Reformpädagogik zwischen Rekonstruktion, Kritik und Verständigung, Weinheim 1996, S. 25–

bestimmten Rezeption seiner Pädagogik ist die Frage der politischen Belastung Petersens während der NS-Zeit immer wieder abgewehrt worden. Heute lassen sich in der Petersen-Rezeption mehrere Stränge unterscheiden,¹² wobei in den letzten 25 Jahren die Kritik wuchs. So fruchtbar diese Kritik für die Petersen-Forschung wurde, bediente sie sich zuletzt auch Mittel, die über den wissenschaftlichen Diskurs im Rahmen einer liberalen Argumentationskultur hinausgehen. Davon im Folgenden mehr:

Jürgen Eierdanz

In einem Aufsatz von Eierdanz in einer der Gewerkschaftslinken nahestehenden Zeitschrift aus dem Jahr 1987 wurde der Petersen der zwanziger Jahre zu einem „dezidierten Gegner von Demokratie und Republik“,¹³ zum „Repräsentanten deutscher Strammstehpädagogik der Weimarer Zeit“ und zu einem völkischen Pädagogen, der den Jenaplan als eine „Methode für völkisch nationale Erziehungsziele sowohl in der Weimarer Republik wie im Faschismus“ eingesetzt habe.¹⁴ Tatsächlich war Petersen dem Gemeinschaftsdenken sozialistischer Lebensgemeinschaftsschulen verbunden. So betonte er etwa ab 1930 stärker den christlichen Charakter seiner Schule im Sinne der Dörpfeldschen Schulgemeinde. Dagegen behauptete Eierdanz: „Die völkische Gemeinschaft ist für Petersen die höchste irdische Instanz.“¹⁵ Eierdanz' Thesen waren

82.

- 12 Man kann fünf verschiedene Stränge der Petersen-Rezeption unterscheiden: 1. Das von der akademischen Schülerschaft Petersens tradierte, von politischer Belastung frei gehaltene Bild; 2. das von der Dignität des Jenaplans als international beachtetem Reformversuch bestimmte Bild, in dem der „politische Petersen“ Erwähnung findet, aber nicht im Mittelpunkt des Interesses steht; 3. der vom Falsifikationstheorem bestimmte Forschungsansatz (siehe Anm. 11); 4. der gesellschaftskritisch linksliberale Forschungsansatz; 5. die linksideologisch-normative Sicht, die Petersen von vornherein in den Kontext von Antidemokratismus und Faschismus stellt.
- 13 Jürgen Eierdanz: Wir wollen gehorchen lernen! Peter Petersen und der Jena-Plan, in: Demokratische Erziehung 13 (1987), Hf. 3, S. 16–21, Z. S. 16, 18.
- 14 Eierdanz: Petersen (wie Anm. 13), S. 16. Dort, wo Petersen das Adjektiv „völklich“ benutzte, um es von „völkisch“ abzugrenzen, negierte Eierdanz diese Differenz und behauptete, die „völkische Gemeinschaft“ sei für Petersen „die höchste irdische Distanz“ (ebd., S. 18). Artikel 148, 1 WRV lautete: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben.“ Petersen bezog sich in seiner Schulordnung ausdrücklich auf diesen Passus der WRV. „Im Geiste des Deutschen Volkstums“ war ein nationales Moment einer demokratischen Verfassung, die im Nationalsozialismus durch die alles „Nichtartgemäße“ exkludierende NS-Gesetzgebung ausgehöhlt wurde. Petersen benutzte ab 1933 „Volkstum“ und „Volksgemeinschaft“ als ideologisch problematische Brückenbegriffe, die jetzt suggerieren sollten, er habe mit ihnen schon vor 1933 dasselbe gemeint, wie das, was im NS-Staat darunter verstanden wurde. Vgl. Hein Retter: Reformpädagogik und Protestantismus im Übergang zur Demokratie. Studien zur Pädagogik Peter Petersens, Weinheim 2007, S. 355ff.
- 15 Eierdanz: Petersen (wie Anm. 13), S. 18. Der Begriff „Volksgemeinschaft“ spielte ab 1919 im Sinne eines integrativen Verständnisses in allen demokratischen Parteien eine Rolle (vgl. Alice Salomon: Die deutsche Volksgemeinschaft. Wirtschaft, Staat, Soziales Leben. Eine Einführung, Leipzig 1922); in der SPD wird dies im „Görlitzer Programm“ (1921) deutlich. Das exklusiv-aggressive Verständnis von Volksgemeinschaft war im Rechtsextremismus schon vor 1918/1919

fragwürdig, doch stilbildend für die gegenwärtige Petersen-Diskussion. Die Tatsache, dass Lagarde, Langbehn und Nietzsche als Vertreter der sogenannten „Kulturkritik“ in einer Aufzählung erwähnt wurden, ist gewiss kein Beleg dafür, dass sie für Petersen zentrale Bezugsgrößen völkischer Pädagogik darstellten, wie Eierdanz es geltend machte. Zweitens ist der Demokratiebegriff, den Eierdanz für die Weimarer Republik ohne Kenntnis ihrer Verfassung zugrunde legte, fragwürdig. Drittens stimmen die Relationen nicht, die Eierdanz setzte, denn jene Kräfte, die er als Gegner Petersens bezeichnete, arbeiteten mit ihm zusammen. Alle gegenteiligen Befunde, die seine These in Frage stellen, wurden von Eierdanz, der allein „gesellschaftskritische“ Reformpädagogen (entschiedene Schulreformer und Sozialisten) gelten ließ, von vornherein ausgeklammert. Das manipulative Moment im Aufsatz von Eierdanz bestand darin, dass zur Beweisführung der vertretenen These ein Foto Petersens von der Redaktion durch Retuschieren eines Schnurrbartes zu einem beeindruckenden Hitler-Bildnis umfunktioniert wurde. Mit Karikaturen die eigene Argumentation zu stärken und andere Auffassungen lächerlich zu machen, zeigt nur wessen (Un-) Geistes Kind der Autor ist. Von denen, die Eierdanz als Bestätigung eigener Gewissheiten zitierten, fiel niemandem auf, dass diese Art des „wissenschaftlichen“ Arbeitens die Basis totalitären Denkens ist.

Karl-Heinz Heinemann

Ein vergleichbares Beispiel bot 23 Jahre später ein Aufsatz mit dem Titel „Petersens Weg zu Hitler“ von Karl-Heinz Heinemann, veröffentlicht in der GEW-Zeitschrift „Erziehung und Wissenschaft“ im November 2010.¹⁶ Der Beitrag war ein Loblied auf die Petersen-Interpretation Benjamin Ortmeyers in dessen 2009 erschienener Habilitationsschrift.¹⁷ Inhaltlich standen die Ausführungen Heinemanns dem Eierdanzschen Petersen-Aufsatz von 1987 nahe. Dazu wurde das Foto einer Schulklasse von Jungen gezeigt, die sich in fest verschraubten Schulbänken drängen. Der Text zum Bild lautete: „Pädagogik unterm Hakenkreuz: Die meisten Schulen standen unter nationalsozialistischem Einfluss, so auch die Jena-Plan-Modellschulen. In der Lehrer-Schüler-Beziehung spiegelte sich das Verhältnis von ‚Führer und Gefolgschaft‘

präsent, das von den Verfassungsparteien in Anspruch genommene integrative Verständnis dominierte jedoch. In den Krisenzeiten der Republik veränderte sich dies. Vgl. Steffen Bruendel: Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003, S. 258–289. Völkische Utopien, wie sie sich im Umfeld des frühen Nationalsozialismus entwickelten, unterschieden sich in Sprache und Vorstellung sowohl von der bürgerlichen Volksgemeinschaft als auch vom sozialistischen Volksstaat. Vgl. Jost Hermand: Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1988, S. 113ff.

16 Karl-Heinz Heinemann: Petersens Weg zu Hitler. Entzauberung eines reformpädagogischen Mythos', in: Erziehung und Wissenschaft 62 (2010), Hf. 11, S. 22–23.

17 Benjamin Ortmeyer: MYTHOS und PATHOS statt LOGOS und ETHOS. Zu den Publikationen führender Erziehungswissenschaftler in der NS-Zeit: Eduard Spranger, Herman Nohl, Erich Weniger und Peter Petersen, Weinheim 2009. Ferner Benjamin Ortmeyer (Hg.): Peter Petersens Schriften und Artikel in der NS-Zeit. Dokumente 1933–1945, Frankfurt a.M. 2008.

wider.“¹⁸ Es ist ganz offensichtlich, dass das Foto, das keine Quellenbezeichnung trägt, weder Petersens Schule in Jena zeigt, noch etwas mit dem Jenaplan zu tun hat. Im Jenaplan herrschte von Anfang an Koedukation; Schulbänke wurden zugunsten von Tischen und Stühlen abgeschafft. Es gab im NS-Staat auch keine „Jena-Plan-Modellschulen“.¹⁹ Das erwähnte Foto zum Aufsatz „Petersens Weg zu Hitler“ in der GEW-Zeitschrift macht einer Schulfabrik aus dem 19. Jahrhundert Ehre. Damit lässt sich der Lehrer als Führer und die Klasse als die Masse, die ihm Gefolgschaft leistet, veranschaulichen. Nur bedeutet der Begriff „Gefolgschaft“, der im Jenaplan keine Bedeutung hat, das „freie innere Kräftespiel der Gruppe“, dem sich Lehrerwissen und Lehrerautorität einfügen.²⁰ Das Klassenfoto aus einer Schulkaserne dürfte die Leserschaft des GEW-Blattes dennoch als typisch für Jenaplan-Schulen angesehen haben; schließlich vertraute sie darauf, in einer Zeitschrift, die durch aktuelle Berichterstattung glänzt, sachgemäß informiert zu werden.

Torsten Schwan

Im Mai-/Juniheft 2010 der „Zeitschrift für Pädagogik“ veröffentlichte Schwan seinen Aufsatz mit dem Titel: „Ich werde rücksichtslos gegen den Liberalismus, Demokratie und das Judentum schreiben und reden.‘ Zum Rassismus und Antisemitismus in der Jenaplan-Pädagogik nach 1933“.²¹ So sehr man Schwans wissenschaftliche Arbeiten in der Vergangenheit zu schätzen gewohnt war, bot dieser Beitrag Anlass zu einer Rückfrage an den Autor. Die Überschrift des Aufsatzes ist ein Zitat, ohne dass gesagt wird, von wem es stammt. „Natürlich von Petersen!“, dürfte die erste Reaktion

- 18 Erziehung und Wissenschaft 62 (2010), Hf. 11, S. 22. – Von „Führung und Gefolgschaft“ sprach der Nationalsozialist Herbert Sailer (1912–1944), 1935–39 Junglehrer bei Petersen, in seinem Aufsatz „Warum sehen wir im Jena-Plan eine Ausgangsform für die nationalsozialistische Bauernschule?“, in: Kind-Familie-Staat, 1 (1935), Hf. 6/7, S. 58–63, hier S. 61.
- 19 Das, was sich verschämt in Westfalen ab Herbst 1933 bis zum Verbot im Februar 1936 halten konnte, hieß heimatgebundener „Gruppenunterricht“ und ließ den aus Berlin angereisten Beobachter, Prof. Voigtländer, zu dem Schluss kommen, Petersens Pädagogik sei nicht nationalsozialistisch. Vielmehr sei es erforderlich, „die Gefahren abzuwenden, die sich aus dem unpolitischen und formalen Charakter der Jenaer Pädagogik ergeben können“. Retter: Petersen (wie Anm. 10), S. 289–293.
- 20 Peter Petersen: Schulleben und Unterricht einer freien allgemeinen Volksschule nach den Grundsätzen Neuer Erziehung, Weimar 1930, S. 131f.
- 21 Torsten Schwan: „Ich werde rücksichtslos gegen den Liberalismus, Demokratie und das Judentum schreiben und reden.“ Zum Rassismus und Antisemitismus in der Jenaplan-Pädagogik nach 1933. Dietrich Benner zur Emeritierung am 31. März 2009 gewidmet, in: Zeitschrift für Pädagogik 56 (2010), S. 414–436. Schwan warf mir vor, ich hätte den Titel seines Aufsatzes falsch zitiert. Das ist lächerlich. Die Titelangabe seines Aufsatzes ist im Literaturverzeichnis meines Buches – Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 262 – korrekt wiedergegeben (ohne persönliche Widmung). Dort aber, wo es im Einführungstext darum ging darzustellen, was Petersen gesagt haben *könnte* (tatsächlich aber nicht sagte), habe ich zum Rassismus und Antisemitismus in der Pädagogik Petersens ab 1933 gesprochen, ohne dass Schwan namentlich Erwähnung findet (ebd., S. 14); dies geschieht erst im Literaturteil des Bandes. Die von Schwan als falsche Zitation bezeichnete Stelle (ebd., S. 14) ist *Hervorhebung*, die man ohne Bedeutungsverlust ebenso in Kursivdruck wiedergeben oder weglassen kann.

der Leserin oder des Lesers sein, da der Untertitel des Beitrages von „Jenaplan-Pädagogik“ spricht, den hinter dem Titelzitat erwarteten Namen „Petersen“ aber ausspart. Erst am Ende seiner Abhandlung informierte Schwan den Leser, dass die zum Titelzitat erhobene nazistische Aussage in einem Brief des Rumänen Nicolae Balca (1903–1983) an Petersens Assistenten Döpp-Vorwald am 22. März 1934 enthalten ist.

Warum schrieb Torsten Schwan nicht hinter das Titelzitat in Klammern „Nicolae Balca“, der bei Petersen Anfang 1934 promovierte? Die Antwort ist einfach: Mit dem Namen Balca im Titel machte es keinen Sinn, den Rassismus *Petersens* zur Schau zu stellen. Es war ja Balca, der den Satz formuliert hatte – und er hatte ihn nicht an Petersen gerichtet. Zudem war Balca gar nicht mehr in Jena, als er ihn formulierte. Schwan versuchte nun einen Kompromiss. Er musste das Problem lösen, dass er einen Satz gefunden hatte, der schlimm war, den noch niemand kannte und der gut zu Petersen passte. Wie konnte man den Satz in Petersens Nähe bringen? Da die jüngste Petersen-Diskussion damit begann, dass alle von Ortmeier frisch entdeckten rassistischen Sätze Petersens nur des Herumreichens bedurften, um Aufmerksamkeit zu wecken, war das ein toller Fund, mit dem Schwan zeigen konnte: Ich bin auch noch da! Nur stammte dieser Fund eben nicht von Petersen. Schwan sucht nun möglichst vollständig – durchweg Bekanntes – zusammen, nämlich: a) was heutige Erziehungswissenschaftler an Kritik über Petersen äußerten und b) was Petersen und seine Schüler an rassistischen Aussagen formuliert hatten. Schwan hätte ganz einfach im Titel „Balca“ als den Urheber des antisemitischen Zitates und im Untertitel etwa den „Petersen-Kreis“ mit Rassismus und Antisemitismus in Verbindung bringen können, dann wäre alles in Ordnung. Aber er wollte das namenlose Titelzitat auf Petersen münzen und setzte im Untertitel als Statthalter das ein, was Petersen am wichtigsten war: die Jenaplan-Pädagogik, die nun – anstelle von Petersen – mit Rassismus und Antisemitismus ausgestattet wird. Dies geschah, obwohl Schwan von der Person Balcas nur mitzuteilen wusste, was in den Briefen an Döpp-Vorwald stand. Über Balcas Werdegang schweigt sich Schwan aus, so dass Ortmeier Balca einfach zu „einem der vielen [sic!] nazistischen Jenaplan-Pädagogen nach 1933“ erklärte.²² Ortmeier dachte genau das, was Schwan dem Leser seines Aufsatzes nahelegte

22 Benjamin Ortmeier: Zu den falschen Anschuldigungen gegen Torsten Schwan, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 207. Unklar ist, woher Ortmeier sein Wissen über die „vielen [sic!]“ Jenaplan-Pädagogen hat. Nicolae Balca aus Siebenbürgen war im März 1934 nach der Rückkehr in seine Heimat zu einem Bewunderer des Nationalsozialismus geworden – mit Äußerungen, wie dem von Schwan benutzten Titelzitat. Balca hatte nach der Jenaer Promotion in Rumänien eine Karriere als Religionspädagoge, Religionsphilosoph und Theologieprofessor vor sich, die bis weit in das sozialistische Rumänien der Nachkriegszeit reichte. 1970 wurde er pensioniert. Vgl. <http://www.crestinortodox.ro/dictionarul-teologilor-romani/nicolae-balca-84543.html>, zuletzt abgerufen am 12.3.2012. Balcas Auslandskontakte waren nicht auf Jena beschränkt, sondern betrafen auch Österreich und andere deutsche Universitäten. Anlässlich der 400-Jahrfeier der Universität Jena wurde Balcas Lob der Universität Jena „mit ihrer reichen Tradition“ unter der Rubrik „Sozialistisches Ausland“ festgehalten. (Vgl. Geschichte der Universität Jena 1548/58–1958, Bd. II, Jena 1962, S. 348.) Das von Schwan herausgestellte Briefzitat macht ebenso klar: Als einer der promovierten Vertreter der praktischen Theologie seiner Kirche in Sibiu/Herrmanstadt gab sich Nicolae Balca antidemokratisch (was auch antisozialistisch hieß) und bekundete deutlichen Antijudaismus. Ob er auch Rassist war, klärt Schwan nicht.

zu glauben, ohne dass er selbst Balcas Identität näher beschrieb. Auf diese Weise wurde Ortmeier das Opfer fehlender Information, die Schwan hätte geben müssen. Doch wer war Balca? Jedenfalls war er kein Jenaplan-Pädagoge. Er hatte sich (nach Volksschullehrerausbildung, Gymnasialbesuch und dem 1925 abgelegten Abitur) an der Theologischen Akademie „Andreiana“ in Hermannstadt/Sibiu als Mitglied der griechisch-katholischen Kirche Siebenbürgens theologischen Studien gewidmet. Gefördert von dem siebenbürgischen Metropoliten Nicolae Balan absolvierte er von 1929 bis 1933 ein Philosophiestudium in Jena, das er mit einer von Petersen begutachteten Dissertation abschloss.²³ Dabei handelte es sich nicht um eine „konfessionelle“ Studie, wie Schwan schrieb (vielleicht meinte er „konventionelle“?), sondern um eine die Grenzen bekenntnisgebundenen Denkens weit überschreitende Arbeit, welche auf dem Boden der von Gogarten beeinflussten theologischen Anthropologie Petersens steht. Schwan ist weit entfernt davon, ihren theologischen Gehalt zu erfassen. Er verzichtete auf die Kenntnisnahme des Dissertationsgutachtens von Petersen, das nicht fehlenden Rassismus bemängelte, sondern eine von der orthodoxen Kirche geprägte Haltung Balcas, die es ihm erschwerte, das lutherische „sola fide“ zu verstehen – in seiner ansonsten hervorragenden Studie.

Aufhorchen lässt der Satz Schwans: „Jener Balca“ zeigte sich in seinen während der NS-Zeit geschriebenen Briefen als ein „leidenschaftlicher Anhänger der Jenaplan-Pädagogik.“²⁴ Anstatt dies zu belegen, nennt Schwan kein einziges Balca-Zitat mit Bezug zum Jenaplan. Wenn Schwan auch nur den geringsten Theorieanspruch hätte, müsste ihn die Frage interessieren, ob Balca, der ab 1936 auch Schulinspekteur für die religiöse Erziehung in Sibiu war, im Religionsunterricht seiner Denomination den Jenaplan praktizieren wollte. Doch Schwan lässt erkennen, dass ihm Biographie und Beruf Balcas unbekannt sind. In Annäherung an Ortmeier hat Schwan mit diesem Aufsatz theoretische Ansprüche zugunsten der bloßen Präsentation von Rassismuszitaten aufgegeben, die aber wiederum zum Jenaplan oder zur Universitätsschule keinen Bezug haben. Schwan löst jenes Versprechen, es gehe in seinem Aufsatz

23 Petersens Gutachten findet sich im UAJ, Best. M 599, Bl. 12: Nicolae Balca: Die Bedeutung Gogartens und seines Kreises für die Pädagogik der Gegenwart, Weimar 1934. Die Arbeit erschien 1934 auch in einer Kurzfassung von 30 Seiten („Teildruck“), welcher ein Lebenslauf Balcas beigelegt ist, den Schwan offenbar nicht kennt. Denn Balca hatte sein Studium mit der „cum laude“ bestandenen mündlichen Prüfung laut Promotionsregister am 13.1.1934 beendet, nicht aber, wie er fehlerhaft schrieb, am 13.1.1933. Das hätte Schwan auffallen müssen. Das vollständige Werk (115 Seiten) ist Band 9 der von Petersen herausgegebenen Reihe „Pädagogische Studien und Kritiken“. Balca bekannte sich hier (S. 106) als zugehörig zu der in Siebenbürgen ansässigen, mit Rom unierten griechisch-katholischen Kirche Rumäniens, die 1948 von der sozialistischen Staatsführung zwangsweise mit der rumänisch-orthodoxen Kirche vereinigt wurde. Balca betonte 1934 in seiner Dissertation (S. 69), dass die „Wirklichkeitspädagogik“ Gogartens bzw. Petersens sich mit der Erziehungslehre des Nationalsozialismus „berührt“, wobei er auf Ernst Kriek (Nationalpolitische Erziehung, Leipzig 1932) verwies. In der Tat bemühte sich Petersen ab 1932 mehrfach, seine geistige Nähe zu dem zum Nationalsozialisten mutierten Kriek auszuweisen, ohne dass dieser darauf erkennbar reagierte. Die von Balca (S. 9) zu Recht für Petersens Pädagogik als bedeutsam eingeschätzten Universitätstheologen Friedrich Delekat und Helmuth Schreiner wurden 1936/37 aufgrund ihrer bekenntnistreuen Einstellung vom NS-Staat ihrer Ämter enthoben.

24 Schwan: Brief an Oberbürgermeister Albrecht Schröter, vom 28.10.2010, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 70.

um den *Rassismus in der Jenaplan-Pädagogik* in keiner Weise ein. Rassistische Äußerungen setzte er zu vielerlei Personen und Sachverhalten in Beziehung, doch ausgerechnet nicht zur Jenaplan-Pädagogik. Der Jenaplan ist am Ende auch gar nicht gefragt.²⁵ Denn Schwan kommt zu einem Ergebnis, das wiederum nicht die Jenaplan-Pädagogik betrifft: „Antisemitismus war in Jena augenscheinlich alltäglicher, als das bisher angenommen worden ist.“²⁶ Die Aussage bleibt völlig diffus, denn was „bisher angenommen“ wurde, sagt Schwan nicht, und welcher Autor kritischer Petersenstudien der letzten 15 Jahre hat nicht den Appell an das Ende der eigenen Ausführungen gesetzt, die heutigen Jenaplan-Pädagogen sollten sich mit dem ideologischen Erbe Petersens aus der NS-Zeit auseinandersetzen?²⁷

Halten wir als Zwischenergebnis fest: Schwan hat einen bösen Satz im Titel seines Aufsatzes von einem Autor, den er nicht wirklich kennt, mit dem er aber Petersen, den Doktorvater des Zitatenspenders, ideologisch in Verbindung bringen möchte. Er verspricht im Untertitel den Antisemitismus und Rassismus in der Jenaplan-Pädagogik aufzuzeigen, ohne dies zu leisten.²⁸ Denn die rassistischen Zitate Petersens, die Schwan in seinem Aufsatz präsentiert, betreffen NS-Ideologie, Geschichte und Weltanschauung. Die Rassismuszitate, die Schwan von Petersen oder seinen ehemaligen Doktoranden wiedergibt, enthalten den Begriff „Jenaplan“ nicht. Dennoch einen Bezug zum Jenaplan sehen zu wollen hieße, ihn zu konstruieren. Für die meisten der Doktoranden Petersens, die Schwan quasi alle in den Stand von Jenaplan-Pädagogen versetzt, existieren biographische Nachweise, wonach sie keine Jenaplan-Pädagogen waren. Für eine zweite Gruppe gehört guter Wille dazu, dies anzunehmen; für eine dritte Gruppe – Arno Förtsch, Robert Reigbert, Heinrich Döpp-Vorwald, Hans Mieskes, Christoph Carstensen – gilt, dass sie eine Zeit lang Assistenten bei Petersen waren. Zweifellos sind in einem Aufsatz von Förtsch und Reigbert, in der Publizistik von Döpp-Vorwald oder in der Dissertation von Carstensen völkisch-rassistische Bezüge erkennbar. Doch im Vergleich zu den rassistischen Ausfällen Petersens in der Zeitschrift „Heimat und Arbeit“ ist der Rassismus in der Publizistik mancher seiner Mitarbeiter eher von minderem Gewicht und ohne erkennbaren Bezug zur Jenaplan-Pädagogik.

Schwan legt seinen Bewertungen für Rassismus in der Jenaplan-Pädagogik nicht immer nachvollziehbare Beurteilungsmaßstäbe zugrunde, geschweige denn klare Definitionen. Richtig ist, dass kein anderer Universitätspädagoge im NS-Staat einen durch Mitgliedschaften in Gliederungen der NSDAP derart stark ausgewiesenen Schü-

25 Ebd., S. 431.

26 Ebd.

27 Retter: Protestantismus (wie Anm. 14), S. 872–874.

28 Hier hätte sich angeboten, aus einer bei Wilhelm Flitner im „Dritten Reich“ geschriebenen Dissertation zu zitieren, die ausführlich auf die Schulpädagogik Petersens und den Jenaplan eingeht. Vgl. Caesar Hagener: Schule als gestaltete Lebenswelt des Kindes, Hamburg 1936, S. 64ff., passim. So macht Hageners Arbeit deutlich, dass im Jenaplan nicht der Rassismus, sondern der bruchlose Übergang vom volksbezogenen Denken in der Weimarer Republik zum völkischen Denken der NS-Diktatur ein unbewältigtes theoretisches Problem Petersens blieb. Neu ab 1933 sind die heute diskutierten rassistischen Äußerungen Petersens (die Hagener unbekannt waren). Deren exkludierender Tendenz zu folgen, hieße, gegen Schüler und Eltern mit jüdischem oder sozialistischem Hintergrund vorzugehen. Dies ereignete sich nicht in der Universitätsschule.

lerkreis besaß wie Petersen. Dieses Faktum lässt im Sinne von Schwan die Hypothese zu, dass über die vorhandenen Lehrerberichte und die in vielen Forschungsarbeiten von Doktoranden festgehaltenen Kommunikationen eine rassistisch geprägte Schulkwirklichkeit bei Petersen in Jena nachweisbar sei. Doch diese Behauptung bedarf der Prüfung, der Bestätigung oder der Zurückweisung. Schwan ist weit entfernt davon, sich auf die Prüfung von Hypothesen einzulassen. Für ihn ist die spätere Mitgliedschaft einiger Doktoranden Petersens in der SS ein untrügliches Zeichen für den in Theorie und Praxis der Jenaplan-Pädagogik vorherrschenden Rassismus. Gemessen an den rassistischen Texten Petersens ist die Vermutung, die Jenaplan-Pädagogik sei von vornherein oder durch Anpassung rassistisch rational. Dies könnte zutreffend sein. In der Tat: Sie könnte, das heißt, sie müsste überprüft und mit widersprechenden Sachverhalten konfrontiert werden.

Petersens wichtigste Dissertationen zum Jenaplan in den dreißiger Jahren wurden in gemeinsamer Betreuung mit der in Schweden wirkenden Elsa Köhler zur empirischen Tatsachenforschung angefertigt – ohne Rassismus. Dort aber, wo vier Promovenden (Nichtpädagogen) mit nationalsozialistischen Dissertationsthemen von Schwan genannt wurden, beliebte es ihm, dem Leser die Fülle zu erwartender rassistischer Zitate zum Jenaplan vorzuenthalten (– die es dann wohl nicht gibt). Den Rassismus dieser vier Doktoranden gründete Schwan darauf, dass sie zur SS gingen beziehungsweise Karriere im NS-Staat machten. Um sie in gleicher Weise als Jenaplan-Kundige einzustufen war für Schwan hinreichend, dass sie bei Petersen promovierten. Selbst von Petersens Assistenten Döpp-Vorwald (NSDAP) präsentiert Schwan zwar NS-Bekenntnisse, doch kaum zum Rassismus. Dabei war Rassismus die Ideologie des „Dritten Reiches“. Wenn Petersen sich zum NS-Staat öffentlich bekannte – woran niemand zweifelt –, dann war das Auftauchen von Rassismus nichts Unerwartetes. Nach dem umfangreichen Erlass des Reichserziehungsministeriums „Vererbungslehre und Rassenkunde im Unterricht“ vom 15. Januar 1935 war es ausgeschlossen, in der öffentlichen Schule die „Rassenkunde“ im Unterricht unbeachtet zu lassen. Deshalb stellt sich in der Tat die Frage, wie in der Jenaer Universitätsschule mit dem politischen Pflichtthema umgegangen wurde.

Wer dieser Frage mit theoretischem Anspruch nachgeht, analysiert Publikationsumstände und die Kontexte, in denen rassistisch geprägte Aussagen auftreten. Schwan verweist demgegenüber auf Petersens persönliche Nähe zu Hans F.K. Günther und Theodor Scheffer. Das ist vielversprechend, doch eine Analyse findet nicht statt. Dass im Deutschen Reich ein amtierender Universitätspädagoge ab 1933 rassistische Auffassungen kritisierte, geschah selten. Dies unterschied Theodor Litt von Petersen. Gerade deshalb ist die Frage interessant, ob Petersens deutliche Anlehnung an den Rassisten Ernst Krieck und dessen Schüler ab 1932/33 zu einer rassistischen Begründung des Jenaplans führte. Gezeigt zu haben, dass der Jenaplan versuchsweise in der kriegswirtschaftlich relevanten Lehrlingsausbildung angewandt wurde, ist eine verdienstvolle Leistung Schwans früherer Tage.²⁹ Die Frage seines Aufsatzes von 2010, ob dem ein rassistisches Konzept zu Grunde lag und die Praxis des Jenaplans im Alltag der Universitätsschule rassistisch war, beantwortete Schwan jedoch nicht.

29 Torsten Schwan: Die Petersen-Rezeption in der Bundesrepublik Deutschland 1948 bis 1960, Braunschweig 2000, S. 93ff.

Schwan erwähnt im Text und in den „gedruckten Quellen“ zum Rassismus der Jenaplan-Pädagogik eine Studie von Karl Gumprich mit dem Titel: „Rassische Messungen an Schülern. Ein Stück aus der Arbeit des pädagogischen Seminars zu Jena.“ Hier ist in der Tat ein eindeutiger Bezug zwischen Rassismus und pädagogischer Praxis enthalten – bezogen auf Petersen wäre dies ein tragendes Beweisstück für rassistische Forschung an den Kindern, die ihm in seiner Schule anvertraut waren. Der kundige Leser stutzt allerdings beim Begriff „pädagogisches Seminar“ und fragt sich, ob damit wirklich die „Erziehungswissenschaftliche Anstalt“ Petersens gemeint ist. Wer sich den Text von gerade mal eineinhalb Seiten (!) besorgt, sieht sofort: Schwan, der wohl nur aus anderer Quelle abschrieb, jedenfalls den Aufsatz nicht kennt, gab den Untertitel unvollständig wieder; es muss richtig heißen: „[...] des pädagogischen Seminars am Gymnasium zu Jena“. Aufsatz und Autor (ein Studienreferendar am Jenaer Gymnasium) haben mit Petersen und der Universitätsschule nichts zu tun.³⁰

Das theoretische Grundproblem, dem sich Schwan nicht stellt, ist: Der Jenaplan zielt auf Integration ab; Petersen will alle haben: Kinder von Juden und Nichtjuden, von Sozialisten und Kapitalisten, von Ausländern und ausländerfeindlichen Nationalsozialisten. Er hat in seiner Schule ab 1933 weiterhin Behinderte und Nichtbehinderte, Entwicklungsverzögerte und Hochintelligente. Es sind ja alles in ihren ursprünglichen Anlagen „gute Menschen“, mochte Petersen gedacht haben – oder was auch immer. Denn selbst vor den in Buchenwald 1944 internierten Norwegern schreckte Petersen nicht zurück, etwas über den Jenaplan zu erzählen. Das zeigt zugleich, dass seine Pädagogik dort zum Bestandteil des Rassismus der NS-Diktatur wurde, wo er sie zumindest konzeptionell tatsächlich – außerhalb seiner Schule – in den Dienst des NS-Regimes stellte.

Der Jenaplan will Zusammenführung. Der NS-Rassismus zielte ab auf Trennung und Vernichtung aller unerwünschten „Elemente“. Wie löste Petersen das Problem, das er natürlich nicht wirklich lösen konnte? Er tat so, als ob es in seiner Schule den exkludierenden Alltag des NS-Systems nicht gäbe. Da stieß er an Grenzen, die aber die Kinder, auch die der bedrohten Familien, doch nur am Rande erfuhren. So gesehen war Petersens Schulwirklichkeit, wie es die 85-jährige, in den USA lebende Cornelia Cotton im Rückblick auf ihre eigene Erfahrung ausdrückte (siehe unten), ein „Paradies“ für Kinder – gerade auch im Vergleich zur nationalsozialistischen öffentlichen Schule. Als Forscher darf man skeptisch bleiben. Man muss aber auch bereit sein, diese Aussage zunächst zur Kenntnis zu nehmen und nachforschen, ob es nicht gegenteilige Auffassungen von „Ehemaligen“ gibt. Eine systematische Prüfung der Balancen, die Petersen einging, um die keineswegs gesicherte Position seiner Schule zu halten, müsste noch geleistet werden. Schwan leistet sie jedenfalls nicht.

30 Karl Gumprich: Rassische Messungen an Schülern. Ein Stück aus der Arbeit des pädagogischen Seminars am Gymnasium zu Jena, in: Der Thüringer Erzieher 4 (1936), Hf. 2, S. 55–56; Schwan: Brief (wie Anm. 24), S. 70. Hier macht der Autor gleichsam nebenbei aus Gumprich einen Doktoranden Petersens, was unzutreffend ist. Gumprich promovierte 1935 in Jena im Fach Philosophie über „Das lebensphilosophische Denken des reifen Görres 1799–1808“ und war ab 1937 als Dozent für Deutsche Sprache an der HfL Cottbus tätig. Vgl. Alexander Hesse: Die Professoren und Dozenten der preußischen Pädagogischen Akademien (1926–1933) und Hochschulen für Lehrerbildung (1933–1941), Weinheim 1995, S. 319–320.

Wer sich ab 1933 öffentlich dem NS-Staat zuwandte und in dessen Ideologie eintauchte, wird sich vor der Geschichte von moralischer Belastung nicht freihalten können. Das gilt auch für Petersen. Dessen rassistische „Betrachtungen“ von 1940/41 machen ihn zur fragwürdigsten Gestalt der deutschen Reformpädagogik. Gleichzeitig existieren Personen, die nach eigener Aussage Petersen viel zu verdanken haben. Beides, die humane und die rassenideologische Seite Petersens im NS-Staat heute kritisch wahrzunehmen, löste bei den Befragten Unverständnis und Schmerz aus. Das war für sie nicht zu verstehen, und geht anderen auch so. Wird die menschenverachtende Ideologie, in der sich Petersen im NS-Regime bewegte, der eigenen Erfahrung gegenüber gestellt (was im Grunde unmöglich ist, aber die dichotome Struktur der Moral fordert), dominiert im Bewusstsein der Befragten das über Jahre hinweg erlebte *humane Tun* in der Petersenschule gegenüber *dem inhumanen Wort* in einer völkischen Zeitschrift, die niemand kennt. Dies war nicht ein mühsam der Erinnerung entrissener, unscharfer Eindruck, den ich wahrnahm, sondern ein lebensgeschichtlich verankertes, sofort präsent Bekenntnis: „Wer wollte meine Erfahrung von Humanität in dieser Schule unter den Bedingungen der Diktatur außer Kraft setzen mit damals Geschriebenem, auch wenn das schrecklich und für mich nicht zu begreifen ist?“ Alles reine Ideologie? Vielleicht. Aber erlittenes Unrecht und Bedrohung sind keine Erfindung. Es sollte möglich sein, der Erfahrung der Betroffenen Ausdruck geben zu dürfen, ohne diskriminiert oder unter Verdacht gestellt zu werden. Über Petersen wird damit kein wissenschaftlich valides Urteil und schon gar nicht eines mit Endgültigkeitscharakter gefällt.

Als Leser des Aufsatzes von Schwan will man vor allem wissen, was Petersen 1941 mit der Verpflichtung zu „rassistischer Hochwertigkeit“³¹ genau meinte; hieß das: *Jenaplan nur für „Arier“ – Juden raus?* Das wäre nach „Polenaktion“ und Pogrom (Oktober/November 1938) nur konsequent. Oder wurde ihm der „SS-Lebensborn e.V.“ zum Vorbild? Oder handelte es sich vielleicht um den Aufguss des rassehygienischen Appells an die Kulturvölker, den genetischen Verfall zu verhindern, nachdem es in führenden Demokratien wie Amerika, Kanada, Schweiz schon vor 1933 gesetzliche Zwangssterilisation gab? Oder betete Petersen einfach nur das nach, was Rassetheoretiker des NS-Staates vordachten? Schwan klärt davon nichts auf. Er stellt lediglich vage Beziehungen zwischen Personen, Funktionen und Milieus her. Vorherrschend ist das inszenierte Erschrecken – *Seht her, soviel Rassismus!* –, das nicht kühle Differenzierung, sondern emotionale Entrüstung will. Nach den rassetheoretischen Grundlagen des Jenaplans zu fragen, setzt voraus, den heutigen Theoriestand von Rassentheorie und Rassenhygiene als Erziehungsideologie des NS-Regimes zu diskutieren. Das geschieht bei Schwan nicht. Es interessiert ihn schlicht nicht, dass Petersen in der „Volksgesundheit“ einen rassehygienisch relevanten Schlüsselbegriff fand, der in der 7./8. Auflage des Kleinen Jenaplans 1936 (bei gleichzeitiger Vermeidung des Wortes „Rassenhygiene“) wichtig wurde, da der Begriff „Volksgesundheit“ scheinbar nicht trennt.³² Petersen nährte die Illusion, damit die exkludierende Funktion des Rassebegriffs für die „artgemäße“, „blutbestimmte NS-Volksgemeinschaft“ vergessen

31 Peter Petersen: Es gibt rassistische Hochwertigkeit. Sie verpflichtet!, in: Heimat und Arbeit. Monatshefte für pädagogische Politik 14 (1941), S. 38–41.

32 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 232.

zu machen. Er glaubte, er könne ohne moralisch und theoretisch Schaden zu nehmen, damit den sozial-integrativen Schulalltag der Universitätsschule weiterführen und die exkludierende Schärfe des NS-Rassebegriffs ausblenden. Tatsächlich befand er sich mitten im System und stützte es – wiederum auf seine Weise: Den Begriff „Rassenhygiene“ benutzte Petersen vor allem als strategisches Instrument, zum einen um die organische Verbindung von Kindergarten und Schule im Sinne der Fröbelschen Vermittlungsschule zu propagieren, zum andern um die Fürsorge für das „kranke Kind“ und für „den hilflosen oder doch stark behinderten Mitschüler“ als rassehygienisches Erfordernis umzudeuten. Die „erzieherische und sittliche Wirkung des ‚kranken‘ Kindes kann gar nicht überschätzt werden, aber ebensowenig die gesunde Kraft, die von solchem Helfen und Fürsorgen auf etwa gelähmte oder sonst wie aus Krankheit zurückgebliebene Kinder ausgeht.“³³ So also sieht Petersens Deutung der „Rassenhygiene“ aus: Dem kranken Kind Zuwendung und dem behinderten Kind alle denkbare Unterstützung zu geben, ist oberstes Gebot. Ob man dies auf den Menschen oder auf die menschliche „Rasse“ bezieht, macht keinen Unterschied.

Schwans Briefe von Balca aus dem Bundesarchiv sind durchaus von Interesse. Doch bedeutsam für ihn ist nur ein Satz Balcas, in dem er Liberalismus, Demokratie, Judentum verdammt und den Nationalsozialismus bewundert. Das Thema *Jenaplan und Rassismus* ist spannend, aber noch unerschlossen. Schwan aber meint, ich tue so, „als gäbe es keine antiliberalen, antidemokratischen und vor allem auch antisemitischen Aussagen von Petersen“.³⁴ Weit gefehlt. Ich zitiere sie doch. Schwan entschuldigt sein grenzwertiges Vorgehen damit, dass es Aussagen von Petersen gäbe, die „in ihrer Konsequenz noch einmal deutlich über das verwendete Zitat hinausgehen“.³⁵ Sage ich doch. Ebenso gilt: Angesichts der dünnen Theorielage des Aufsatzes von Schwan muss sich der Leser als Opfer einer Erwartungsfalle begreifen. Bleibt die Frage: Hätte Petersen nicht auch dieses Zitat aussprechen können? Er hätte, nur: Er hat nicht.

33 Peter Petersen: Familienhafte Erziehung in Kindergarten und Volksschule, in: Nachrichtendienst des deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 19 (1938), Hf. 6, S. 175–179, hier S. 176. – Zu Petersens Umdeutungen vgl. ferner Peter Petersen: Einführung, in: Irene Knoch/Sojamarie Mentz/Gertrud Stricker (Hg.): Kindergarten und Volksschule organisch verbunden, Weimar 1940, S. VII–XLV, hier S. XXXI. – Zum Stand der Forschung zur „Rassenhygiene“ im NS-Staat vgl. Hans-Christian Harten/Uwe Neirich/Mathias Schwerendt: Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reichs. Bio-bibliographisches Handbuch, Berlin 2006.

34 Schwan: Brief (wie Anm. 24), S. 71. – Ders.: Liberalismus (wie Anm. 21), S. 416 erwähnt als Beleg für Rassismus in der Jenaplan-Pädagogik die 1937 von Petersen begutachtete Dissertation von Prashila Devi, „Wandlungen in der Schulhygiene seit 1900“, die auch „Rassenhygiene“ thematisiert. Petersens Gutachten (UAJ, Best. M 602, Bl. 81r+v), belegt, worum es ihm (nach einem Wort Franz Schedes) geht: „Den Schulalltag gesund zu machen!“. Schwan gibt vor, die Arbeit zu kennen, deren Teil die Vita der Doktorandin enthält. Doch hatte er offenbar nur Ungeprüftes abgeschrieben, denn er ging davon aus, dass die Doktorandin Devi männlichen Geschlechts sei.

35 Schwan: Brief (wie Anm. 24), S. 71.

Benjamin Ortmeier

Eierdanz hatte in seinem Aufsatz die durch antisemitische Äußerungen bekannten Kulturkritiker Langbehn und Lagarde, ebenso auch Nietzsche als jene Vorbilder genannt, in deren „Nachfolge“ Petersens Jenaplan von Anfang an gestanden haben soll. Nur machte Eierdanz den Fehler, eine spätere Auflage des Kleinen Jenaplans, in welcher Lagarde, Langbehn und Nietzsche Erwähnung finden, der Erstaufgabe von 1927 zuzuordnen. Wie relevant ist dies für die Petersen-Interpretation? Petersen hat dem Zusatz später offenbar Bedeutung beigemessen. Bekanntlich legte er Wert darauf, den Eindruck zu erwecken, über die verschiedenen politischen Systeme hinweg immer dieselbe Meinung vertreten zu haben – was nicht zutraf. Könnte man ihm nicht schon 1927 eine Nähe zu Lagarde, Langbehn und Nietzsche unterstellen? Zweifellos, man könnte. Nur: Petersen hat dies 1927 in der Ausgangsschrift des Kleinen Jenaplans nicht gesagt. Dafür lassen sich Gründe finden. Der im Tagungsprogramm der Locarno-Konferenz als „The Jena Plan“ angekündigte Beitrag Petersens³⁶ hätte bei den Zuhörern aus den USA und anderen Ländern für das innerdeutsche Thema „Kulturkritik“ kaum Verständnis voraussetzen können. Ohne seine Quelle zu nennen, schrieb Ortmeier den erwähnten Hinweis auf Lagarde, Langbehn und Nietzsche aus dem Eierdanz-Aufsatz ab.³⁷ Er übernahm damit dessen Fehler und vertrat in seinem Buch von 2009 die These, Petersen habe 1927 Lagarde und Langbehn in der Erstaufgabe des „Kleinen Jenaplans“ als seine völkischen Gewährsleute genannt.³⁸ Doch das ist unzutreffend. Ortmeiers Beweisstück, der Jena-Plan sei antidemokratisch, bildet folgende Äußerung Petersens von 1935: Kennzeichnend für „das Schulleben nach dem Jenaplan von Anfang an“ (seit 1924) sei, „dass darin alles parlamentarische Wesen ausgeschaltet ist“.³⁹ Ich setzte hinzu: Wie in der öffentlichen Schule, die in der Weimarer Republik kein „parlamentarisches Wesen“ kannte und auch heute kein Parlament ist. Petersen gründete mit der Universitätsschule eine Schulgemeinde, in der Eltern und Schüler sehr viel mehr Rechte der Mitbestimmung wahrnahmen als in

36 Uwe-Karten Petersen: Der Jena-Plan. Die integrative Schulwirklichkeit im Bilde von Briefen und Dokumenten aus dem Nachlass Peter Petersens, Frankfurt a.M. 1991, S. 59.

37 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 39ff. In der zweiten Auflage des Mythos-Buches korrigierte Ortmeier den Fehler; sein freundlicher Dank freut mich. Das ganze Problem ist von kleiner Gestalt, und Ortmeier arbeitet sonst durchaus genau. Meine eigene Fehlerquote ist vermutlich höher. Nicht Fehler, sondern Interpretationsansätze und -kontexte stellen das Problem dar.

38 Ortmeier: Mythos (wie Anm. 17), S. 130.

39 Offener Brief von Benjamin Ortmeier zur Absage der Peter Petersen Konferenz in Jena 2010, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 39–44, hier S. 43. Petersen gab 1935 einen Band heraus, in welchem die Projektmethode als Fundament demokratischer Erziehung gepriesen wurde. Dass es dabei um „Die Forderungen der Demokratie“ ging, machte bereits das Inhaltsverzeichnis deutlich. Petersens Nachwort, in dem er „democratization“ im Sinn von „Volksgemeinschaft“ den „Formen europäischer Demokratie“ gegenüber stellte (S. 207), konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die von demokratischem Bewusstsein durchdrungenen Beiträge des Bandes Sprengkraft besaßen und im Jahr der „Nürnberger Rassegesetzgebung“ ein Fremdkörper im NS-Staat bildeten. Vgl. John Dewey/William Heard Kilpatrick: Der Projekt-Plan. Grundlegung und Praxis (= Pädagogik des Auslands, Bd. 6), Weimar 1935; ferner Michael Knoll: Dewey, Kilpatrick und „progressive Erziehung“. Kritische Studien zur Projektpädagogik, Bad Heilbrunn 2011.

der Regelschule. Gesagt hatte Petersen 1927 über die Jenaplan-Schule etwas völlig anderes, als das, was er 1935 behauptete; dies wiederum ließ Ortmeier unerwähnt: „Sollten sich Schülerparlamente und Schülergerichte in ihr finden, so ist es nichts diese Schule bezeichnendes.“⁴⁰ Eher könnte von basisdemokratischen, die Schulautonomie betonenden Vorstellungen in der Jenaer Universitätsschule gesprochen werden. Nicht auf Lagarde und Langbehn, wie Eierdanz und Ortmeier fälschlicherweise behaupteten, sondern auf die „Lebensgemeinschaftsschule“ (an deren Begründung Fritz Karsen in Berlin maßgeblichen Anteil hatte), bezog Petersen sein Schulmodell bis zur vierten Auflage des „Kleinen Jenaplans“ 1932.⁴¹ Petersens Frau, Else (Müller-) Petersen, hatte bei Karsen hospitiert und den freien Mathematikunterricht in die Jenaer Universitätsschule eingeführt.⁴²

Mike Niederstraßer

In Jena führte die ganz unter dem Einfluss Ortmeyers stehende Gruppe der „GEW-Studis“ unter Leitung von Mike Niederstraßer im November 2010 eine Plakat-Aktion mit ausgewählten Petersen-Zitaten durch. Unter der Überschrift „SA und SS als Vorbild“⁴³ gab eines der Plakate eine Äußerung Petersens über „kameradschaftliche Gesinnung“ von „SA- und SS-Dienst“ wieder. Das Zitat entstammte einem Aufsatz von 1934, in dem Petersen wenige Sätze später ausführte, warum die Kinder der Universitätsschule nicht in Uniform zum Unterricht erscheinen⁴⁴ und warum man in

40 Peter Petersen: Der Jena-Plan einer freien allgemeinen Volksschule, Langensalza 1927, S. 8.

41 Zum Jenaplan als „Lebensgemeinschaftsschule“ vgl. ebd., S. 8; ferner in der 4. Aufl. des Kleinen Jenaplans 1932, S. 20. In der 5./6. Auflage 1934 (S. 21) fügte Petersen einen Hinweis auf Pestalozzi und Fröbel hinzu; Lagarde, Langbehn, Nietzsche sowie Hermann Lietz wurden erstmals namentlich erwähnt. Dass die Genannten zu den „Bahnbrechern und ersten Gestalten der Deutschen ‚Neuen Erziehung‘ gehören“, wird erst in die 7./8. Auflage 1936 eingefügt. Damit war die Endfassung der Aussage erreicht, die in den Nachkriegsauflagen erhalten blieb. Jene Wende „zur Nation und zu den Wurzeln des Deutschtums“ mit Verweis auf Pestalozzi, Herder, Jean Paul und Fröbel vollzog Petersen im Lehrbuch „Pädagogik“ 1932. Als Vertreter der „Bildungs- und Kulturkritik“ fanden hier Lotze, Eucken, Lagarde, Nietzsche und Langbehn Erwähnung. Die „Lebensgemeinschaftsschule“ aber wurde nun betont „deutsch“ verstanden. Sie habe die Aufgabe, den „organisch dem Gemeinwesen seines Volkes eingefügten, organisch in die Volksgemeinschaft hineingewachsenen jugendlichen Menschen zu erziehen“. Peter Petersen: Pädagogik, Berlin 1932, S. 12ff., hier S. 14. Die ökonomische und politische Krise beantwortete Petersen unter dem Einfluss der Theologie Friedrich Gogartens durchaus zeittypisch mit einem konservativen Ideal von „Volksgemeinschaft“, dessen ordnungspolitische Problematik sich in der zweiten Auflage des Bandes, „Pädagogik der Gegenwart“ (1937), als Rechtfertigung des NS-Staates zeigte. Vgl. Retter: Protestantismus (wie Anm. 14), S. 249ff., 264ff.

42 Vgl. den Abschnitt „Rechnen und Mathematik“ von Else Müller-Petersen, in: Petersen: Schulleben (wie Anm. 20), S. 182–201; hier zu Fritz Karsen S. 185.

43 SA und SS als Vorbild, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 33.

44 Der Anteil der Schülerinnen und Schüler, die bereits vor der Zeit der Zwangsmitgliedschaft dem Jungvolk und der Hitler-Jugend bzw. dem BDM angehörten, war reichsweit bedeutend. Nach einer Statistik vom 23.8.1935 waren in Berlin 52% der Jungen und Mädchen gymnasialer Schulen Mitglied einer NS-Organisation. Vgl. Manfred Overesch: Einleitung, in: Wolfram Lietz/Manfred Overesch/Erich Kosthorst: Hitlers Kinder? Reifeprüfung 1939, ²Bad Heilbrunn 1998, S. 34.

der Universitätsschule vom vorgeschriebenen „Heil-Hitler-Gruß“ zu Beginn und Ende jeder Unterrichtsstunde absieht.⁴⁵ Ein anderes Plakat gab eine Aussage Petersens wieder, in der er gegenüber „dem Juden“ seine Verachtung ausdrückte. Petersen machte sich damit in der Tat schuldig, im Nationalsozialismus als antisemitisch-rassistischer Erziehungswissenschaftler aufzutreten. Dem Forscher stellt sich die Frage: War er auch ein handelnder Täter im Sinne der NS-Ideologie? Hat er jüdische Eltern aus der Schulgemeinde oder Kinder aus „rassischen“ Gründen aus seiner Schule entfernt beziehungsweise ihre Aufnahme abgelehnt? Keineswegs! Zu gleicher Zeit, als er dies publizierte, nahm er Kinder auf, die in der Volksschule von nationalsozialistischen Lehrkräften diskriminiert wurden, sei es, dass die Lehrkraft das Kind demütigte, da es nicht dem „germanischen Rassetyp“ entsprach (wie am Beispiel der Lilo C.)⁴⁶ oder es von der Lehrerin geschlagen wurde, wobei sie die Eltern des Kindes als „Kommunistenschweine“ bezeichnete (wie am Beispiel der Ellen S.).⁴⁷ Hatte Petersen, der 1934 schon immer offen für „Hygiene, Eugenik, Rassenlehre und Erbwissenschaft“ sein wollte⁴⁸ (wie Ortmeier zutreffend zitierte), die behinderten Kinder seiner Schule, wie vom Schulrat Jena gefordert, an die Sonderschule, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Petersenschule lag, ausgeliefert? Nein, im Gegenteil! Sie blieben in der Petersenschule, und Petersen nahm behinderte Kinder neu auf, so im November 1933.⁴⁹ Ein Mädchen, das von der Volksschule an die Sonderschule übergeben werden sollte, wurde durch Petersen im letzten Augenblick dieser ihr behördlich zugedachten Bestimmung entzogen. Die durch infantile Cerebralparese (Little'sche Krankheit) schwerstbehinderte Johanna G. besuchte die Universitätsschule von 1934 bis 1942.⁵⁰ Derartige Praxis entsprach offenbar Petersens Auffassung von „Eugenik“, denn 1935 bekräftigte er ein zweites Mal, dass er „offen [sei] für alle Forderungen der Hygiene und Eugenik, der Rassenlehre und der Erbwissenschaft“.⁵¹ Niederstraßer wollte mit der Plakataktion die Wahrheit über Petersen verkünden. Das hat sein Recht als politische Aktion, denn jeder Bürger darf Plakate hochhalten und damit auf eine Demo gehen. Petersens politische Fragwürdigkeiten müssen genannt werden.

45 Dass Petersen bei offiziellen Anlässen der Grußvorschrift nachkam und in der Universitätsschule mehrere Möglichkeiten praktiziert wurden, die Vorschrift zu unterlaufen, kann belegt werden, widerspricht aber nicht dem Gesagten. Vgl. Peter Petersen: Bedeutung und Wert des Politisch-Soldatischen für den deutschen Lehrer und unsere Schule. Eine erziehungswissenschaftliche Betrachtung, in: Deutsches Bildungswesen 2 (1934), S. 1–17, hier S. 15f.

46 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 143f.

47 Ebd., S. 150f.

48 Peter Petersen: Die Praxis der Schulen nach dem Jena-Plan, Weimar 1934, S. 3f.

49 Die halb gelähmte 14-jährige Dorett, seit November 1933 in der Universitätsschule, verfügte nur über das rechnerische Können eines Kindes im vierten Schuljahr. Ein anderer Fall ist der des Karl-Heinz, der durch *Encephalitis epidemica* (Gehirnentzündung) jedes rechnerische Gedächtnis verloren hatte. Vgl. Petersen: Praxis (wie Anm. 48), S. 60. Ein Protokoll, das ein Ereignis „vor Ostern 1935“ im Kindergarten der Universitätsschule festhielt, lautet: „Hannele G., ein gelähmtes Kind der Untergruppe, sieht durch den Türspalt. Ingo läuft gleich zu ihr, stützt sie, stellt ihr einen Stuhl am Tisch zurecht“; zitiert nach: Gertrud Stricker: Kindergartenkinder als Schulanfänger, in: Knoch/Mentz/Stricker: Kindergarten (wie Anm. 33), S. 141–198, hier S. 149.

50 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 169.

51 Peter Petersen: Die erziehungswissenschaftlichen Grundlagen des Jenaplanes im Lichte des Nationalsozialismus, in: Die Schule im nationalsozialistischen Staat 11 (1935), Hf. 6, S. 1–5, hier S. 3.

Wissenschaftliche Wahrheitsfindung sieht allerdings anders aus. Niederstraßer scheute eine redliche Prüfung der Frage, ob seiner hochselektiven Zitatmontage nicht andere Sachverhalte entgegenstehen. Die von ihm erzeugte moralische Polarisierung in politischer Absicht ist alles andere als ein Ausweis für das Vorhandensein einer pluralen Argumentationskultur. Denn Befunde, die die in Anspruch genommene Moral stören könnten, werden von denen, die diese Moral erzeugten, der öffentlichen Verachtung ausgesetzt.

Ich wiederhole: Petersens rassistische Aussagen sind inakzeptabel, müssen genannt werden und können bei jedermann nur Distanzierung auslösen. Doch die Wahrheit im Fall Petersens ist schwerlich auf Plakaten präsentierbar. Sie ist komplex. Auf jedem der Plakate Niederstraßers stand nur ein vom Interpreten ausgesuchter Teil der Wahrheit. Die Teilwahrheit wurde zur Unwahrheit, da die entscheidende gegenteilige Hälfte der Aussage unterdrückt blieb. Ein Plakat mit der Aufschrift „Zur Schulgemeinde der Universitätsschule gehörten ab 1933 sozialistische Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, jüdische Mütter und Familien jüdischer Herkunft“ ist genauso richtig – mehr will das Buch über die Universitätsschule nicht aussagen. Wenn diese Wahrheit unterdrückt werden soll durch politischen Aktionismus – bitteschön. Im Vertrauen auf eine plurale Wissenschaftskultur in der liberalen Demokratie gehe ich davon aus, dass unspektakuläre, doch nachprüfbare wissenschaftliche Erkenntnisse auf die Dauer größeres Gewicht haben. Aber das wird der weitere Gang der Geschichte zeigen.

Die Petersen-Kontroverse – kein Gewinnspiel

War Petersen ein „Nazi-Pädagoge“, seine Schule eine „Nazi-Schule“, oder war Petersen ein Pädagoge, der viele Kinder seiner Schule vor Diskriminierung und Gewalt des NS-Regimes schützte? Wer glaubt, diese Frage in der einen oder in der anderen Richtung beantworten zu können, ohne die zu Grunde gelegten Kriterien für sein Urteil selbstkritisch zu diskutieren, begeht als Wissenschaftler einen methodischen Fehler. Viele Sachverhalte in der Petersen-Diskussion sprechen dafür, jedes apodiktisch formulierte Urteil zu meiden. Drei – bereits zum Petersen-Podium 2009 vorgestellte – Thesen scheinen mir wichtig für die Fortsetzung der Diskussion:

1. Die Jenaer Universitätsschule war ein Kind der Weimarer Republik und beinhaltete – unter Zugrundelegung des damals selbst in den drei Verfassungsparteien nur schwach entwickelten Verständnisses für die liberale Demokratie –⁵² ein demokratisches, nach Artikel 148 WRV als „verbindlich für ihre Arbeit“
- 52 Die Verfassungslehren der als Juden ab 1933 vom Nationalsozialismus bedrohten Gerhard Leibholz und Hermann Heller (sowie die „Integrationslehre“ des Staatsrechtslehrers und evangelischen Kirchenhistorikers Rudolf Smend) belegen, dass gemeinschafts- und volksbezogene Positionen, die in der Weimarer Republik von Demokraten vertreten wurden, nicht als Prädiktoren für spätere NS-Hörigkeit taugen. Eine liberale Demokratietheorie, wie sie heute existiert, war in der Weimarer Republik Mangelware. Weder die geistigen Erben Max Webers noch sozialistische Theoretiker hatten dazu Ansätze entwickelt. Vgl. Retter: Protestantismus (wie Anm. 14), S. 777ff.

bestimmtes Schulkonzept⁵³ auf der Grundlage der „Arbeits- und Lebensgemeinschaftsschulen“.⁵⁴

2. Es sollte heute nicht der Eindruck aufkommen, dass diejenigen, die als Kinder, Lehrer, Eltern unter dem Nationalsozialismus gelitten haben, Menschen zweiter Klasse gewesen seien, oder dass es NS-Verfolgte bei Jenaplananhängern nicht gegeben habe oder dass die heutigen Jenaplan-Lehrer die geistigen Erben der NS-Pädagogik seien.
3. Petersen war ein Erziehungswissenschaftler mit ambivalenten Zügen, der von NS-Gewalt bedrohten Familien durch seine Schule Schutz bot.⁵⁵ Die Frage stellt sich, ob die rassistischen Texte Petersens im Urteil der Geschichte größeres Gewicht haben als die Berichte ehemaliger Absolventen der Universitätsschule Jena, die ihre Schulzeit in der NS-Zeit als human und ihre Schule als Ort des Schutzes empfanden, während ihre Familie vom NS-Regime bedroht, verfolgt oder entrechtet wurde. Diese Frage endgültig zu beantworten ist weder Anliegen meines Buches noch dieses Beitrages. Ich halte es für zu früh, darüber Verbindliches sagen zu können. Es genügt, den Befund einfach neben andere Befunde zu stellen, ohne Übereinstimmung zu suchen.

Niemand, der von dieser Frage wirklich betroffen ist, vermag das moralische Dilemma aufzuheben, das der Versuch einer sachgerechten Bewertung Petersens und seines Werkes sichtbar macht. Nur muss erlaubt sein, das Problem beim Namen zu nennen. Wer jede Dilemma-Situation bestreitet durch Verkünden einer als unantastbar hingestellten Wahrheit, anstatt moralisch festgefügte Urteile auf den Prüfstand zu stellen, ersetzt wissenschaftliche Diskursfähigkeit, die bereit ist, Zweifel zuzulassen, durch eine ideologisch verhärtete Sicht.

Die erziehungswissenschaftliche Würdigung Peter Petersens als einer historischen Person, die durch die Jenaplan Schulen bis in die Gegenwart hineinwirkt, ist kein Gewinnspiel, sondern birgt für diejenigen, die sich mit ihr als Forscher beschäftigen, das Risiko schmerzhafter Verluste. Sie ist aber auch kein Nullsummenspiel, das per definitionem nur Sieger und Verlierer hat, sondern führt in Paradoxien, welche der Sozialwissenschaftler aus der Figur des Gefangenen-Dilemmas kennt.⁵⁶ Die Petersen-Kritik widersprach zu Recht jenem Petersen-Bild, das die akademische

- 53 Petersen: Schulleben (wie Anm. 20), S. 202. Obwohl die linkssozialistische Regierung Frölich und die „Ära Greil“ in Thüringen im November 1923 endeten, vertrat Petersen bis 1936 Positionen des von Greil initiierten und von späteren Regierungen wieder zurückgenommenen „Thüringischen Schulgesetzes“ von 1922. Dies gilt insbesondere hinsichtlich der akademischen Lehrerbildung. Vgl. Retter: Rekonstruktion (wie Anm. 11), S. 115–120. Siehe ferner Josef Schwarz: Die linkssozialistische Regierung Frölich in Thüringen 1923. Hoffnung und Scheitern, Schkeuditz 2000.
- 54 Peter Petersen/Hans Wolff (Hg.): Eine Grundschule nach den Grundsätzen der Arbeits- und Lebensgemeinschaftsschulen, Weimar 1925; Peter Petersen: 10 Jahre Lebensgemeinschaftsschule (1919–1929), in: Die Volksschule 25 (1929), S. 129–139, 177–189.
- 55 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 110ff.
- 56 Die optimale Strategie beim iterativ gespielten Gefangenen-Dilemma mit einer großen Zahl von Jeder-gegen-jeden-Spielen ist, wie Computer-Simulationen zeigten, dem Gegenspieler im ersten Spiel Kooperationsbereitschaft mit beiderseits mittelhoher Gewinnerwartung anzubieten; wird

Schülerschaft von ihrem Lehrer zeichnete. Dort, wo die Petersen-Kritik zu einer totalitären Sicht gelangt, die keinen Widerspruch duldet, ist sie selbst kritikwürdig – wie Petersen selbst. Denn seine Beteuerungen, er habe – über die Zeiten hinweg – in seiner Publizistik immer nur dieselbe Position einer humanen Reformpädagogik vertreten, ist widerlegbar.

Schüler Petersens wie Heinrich Döpp-Vorwald, Hans Mieskes, Theo Dietrich und Ingeborg Maschmann trugen als Hochschullehrer an bundesdeutschen Universitäten nach seinem Tod die Beteuerungen ihres akademischen Lehrers weiter, ohne sie durch kritische Forschung auf den Prüfstand zu stellen.⁵⁷ Vermutlich konnten sie das nicht leisten, weil ihre eigene Biographie zu sehr in die NS-Zeit hineinreichte. Der Lebenszusammenhang war zu eng. Da dominierte in der autobiographischen Darstellung des eigenen Berufslebens in erster Linie das Bemühen um Abwehr, mit der NS-Ideologie jemals zu tun gehabt zu haben, nicht aber das Bemühen, die fragwürdigen Verwicklungen aufzuzeigen, in die man als junger Mensch in dieses Unrechtssystem selbst eingebunden war – ganz zu schweigen von Petersen selbst, der allen seinen Mitarbeitern nach 1945 half, sie von Berührungen mit dem NS-Staat durch entsprechende Gutachten zu entlasten. Dennoch muss der Forscher in der Lage sein, zumindest nach einigem zeitlichen Abstand bisherige Sichtweisen zu prüfen, wenn gegenteilige Sachverhalte zu ihrer Revision auffordern. Dazu Anlass bot schon die Petersen-Diskussion der 1990er Jahre.

Nach einer Auseinandersetzung mit Theo Dietrich in der Zeitschrift „Kinderleben“ brachte ich 1998 als damaliges Mitglied des Landesverbandes Niedersachsen der Gesellschaft für Jenaplanpädagogik in Deutschland e.V. auf der Mitgliederversammlung in Aurich eine Diskussion in Gang, deren Ergebnis eine „Erklärung“ war. Der Vorsitzende, Hans-Peter Schröder (Aurich), veröffentlichte sie im Vereinsorgan der Zeitschrift „Kinderleben“. Darin hieß es:

„Dietrichs Unterstellung, Hein Retter würde Peter Petersen politische Belastungen ‚andichten‘, ist mit Entschiedenheit zu missbilligen, weil Dietrich damit nicht die Argumente Retters trifft, sondern dessen Redlichkeit als Wissenschaftler in Zweifel zu ziehen sucht. [...] Wir haben Grund, uns insbesondere von jenen Aussagen Petersens oder seiner Schüler der Jahre 1933–45 zu distanzieren, die einen deutlichen Bezug zum Nationalsozialismus erkennen lassen.“

Durch die seit Oktober 2010 gegen mich erhobenen Vorwürfe, die das Erscheinen meines Buches über die Universitätsschule Jena im Nationalsozialismus auslöste,⁵⁸ sehe ich mich in der gleichen Situation wie 1998. Die Vorwürfe kommen jetzt nur von der anderen Seite.

sie vom Gegenspieler missbraucht (weil der Missbrauch per definitionem einen noch höheren Gewinnwert als die Kooperation erzielt), resultiert daraus in Folgespielen mit demselben Gegner Kooperationsverweigerung zum eigenen Schutz, die allerdings für beide Spieler kaum Gewinn bringt. Vgl. Robert Axelrod: Die Evolution der Kooperation, München 2005.

57 Hans Mieskes (Hg.): Jenaplan – Anruf und Antwort, Oberursel 1965; Heinrich Döpp-Vorwald: Die Erziehungslehre Peter Petersens, Wuppertal 1969; Theo Dietrich: Die Pädagogik Peter Petersens. Der Jenaplan – Beispiel einer humanen Schule, Bad Heilbrunn 1995; Ingeborg Maschmann: Hamburg – Jena – Lüneburg. 1921 bis 1950. Meine pädagogische Lebensreise im „Zeitalter der Extreme“, Norderstedt 2010.

58 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2).

TEIL II: SOZIALISTEN UND „HALBJUDEN“ BEI PETERSEN

„Jüdische Kinder“

Die oben genannten akademischen Schüler Petersens haben im Sinne einer Mitwirkung durch Unterlassung der Aufdeckung problematischer Verhaltensweisen Petersens Anteil an der Ausbildung jener moralischen Fallgrube, die die Jenaplan-Pädagogik für die große Mehrzahl deutschsprachiger Erziehungswissenschaftler zu einem unbegehbaren Terrain werden ließ. Kritik wird allerdings ebenso fragwürdig, wenn sie sich selbst der Diskutierbarkeit entzieht, indem sie nur noch eine moralische, personbezogene Qualität hat. Diese Position gewinnt ihr Urteil nicht aus einem Widersprüche aufdeckenden hermeneutischen Prinzip, sondern aus moralischen Zuweisungen. Am Ausgangspunkt der jüngsten Petersen-Debatte steht die Einstufung Petersens als „Kollaborateur“, „Nazi“, „Rassist“ und „Antisemit“. Das zu tun, bleibt jedem freigestellt und ist bis zu einem gewissen Grad auch nachvollziehbar. Doch Forschung hat man damit nicht geleistet. Die Inszenierung moralischer Entrüstung setzt gleichzeitig rationale Argumentation außer Kraft, die Sachfragen zu stellen und sich in Opposition zu sich selbst zu bringen vermag. Weder emotionale Bindung noch geäußerte Abscheu vermag Selbstwidersprüche aufzudecken.

Der Autor, bei dem ich die normative Voreinstellung gegenüber einer historischen Aufgabe besonders deutlich wahrnehme, ist Benjamin Ortmeier mit seiner im Sommer 2009 erschienenen Habilitationsschrift.⁵⁹ Ortmeier kommt das Verdienst zu, dass er in zwei von der Petersen-Forschung bisher kaum wahrgenommenen Zeitschriften rassistische Aussagen Petersens entdeckte, die abstoßend sind. Von daher besteht Grund, Petersens Rolle im „Dritten Reich“ weitaus kritischer zu betrachten, als dies bislang geschah.

Die GEW-Zeitschrift „Erziehung und Wissenschaft“ mit dem Artikel „Braune Schatten über Jena“ (Hf. 3/2011, S. 34) und die Ostthüringer Zeitung (OTZ) mit dem Lokalredakteur Frank Döbert sorgten in der Hochzeit der Jenaer Petersen-Kontroverse von November 2010 bis März 2011 für eine Berichterstattung, die schwerlich neutral zu nennen war, vielmehr auf den Spuren Schwans, Ortmeyers und Niederstraßers wandelte.⁶⁰ Aus der Überschrift eines Buchabschnittes – die den Begriff „jüdisch“

59 Ortmeier: Mythos (wie Anm. 17).

60 Vgl. mehrere OTZ-Artikel, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 22–26. Nachdem ich auf dem Petersen-Workshop in meinem Vortrag auf die politische Belastung Petersens und die moralischen Verlustpositionen in der Petersen-Debatte verwies, „entlarvte“ Frank Döbert in der OTZ am 5.11.2010 meine Aussagen als „vermeintlich Generalabsolution versprechende Thesen“ pro Petersen. Mein Buch über die Universitätsschule sei „fast euphorisch gefeiert“ worden. Nichts entsprach der Wahrheit. Der Verdacht des Lokalredakteurs, dass meine Argumente „kritischer Betrachtung“ nicht standhalten, stimmte: Denn jenen totalitären Sprachmustern der Berichterstattung und den Plakat-Aktionen der örtlichen GEW-Studis war mit rationaler Argumentation nicht zu begegnen. – Höhepunkt dieser Seilschaft der Biedermänner war das Interview, das Frank Döbert dem „Fachmann Dr. Torsten Schwan“ in der OTZ am 13.12.2010 einräumte. Dieser durfte darlegen, warum „das von der Stadt finanzierte Buch von Hein Retter“ im Kapitel über jüdische Kinder „grundsätzlich falsch“ sei. Schwan durfte dann auch noch in dem inszenierten Rollenspiel die an eine Grotteske grenzende Ungeheuerlichkeit vom Stapel lassen, ich behauptete, „Sauckel hätte den Holocaust nicht befürwortet“. Hier wurde von der OTZ jede journalistische

summarisch enthält – leitet Schwan den Vorwurf ab, von mir seien „jüdische Kinder an Petersens Schule während der NS-Zeit“ *erfunden* worden. Retter „instrumentalisiert schamlos das Leid der jüdischen Bevölkerung in der NS-Zeit“ – so Torsten Schwan einmal mehr in der GEW-Zeitschrift „Erziehung und Wissenschaft“. ⁶¹

Wer hier instrumentalisiert, möge in aller Ruhe die Leserschaft entscheiden.

Die im Nationalsozialismus bedrohten Familien, die im Band über die Universitätsschule dokumentiert sind, waren jüdischer, sozialdemokratischer und kommunistischer Herkunft. Betroffen waren ferner Familien mit einem behinderten Kind sowie spezifisch religiöse Familien, deren Kinder die Universitätsschule besuchten. Für den publizistischen Angriff suchten sich die Akteure nur das aus, was sie am leichtesten kritisieren konnten, nämlich Fälle, die ich unter der zusammenfassenden Abschnittsüberschrift „jüdische Kinder“ beschrieb. Sie taten so, als ob ich ein ganzes Buch nur über jüdische beziehungsweise „jüdischstämmige“ Kinder geschrieben hätte. ⁶²

Was ein solches Vorgehen überhaupt noch mit Wissenschaft oder Analyse zu tun hat, bleibt unklar. Bezogen auf die jüdischen Kinder lautete das Argument meiner Kritiker: Die betreffenden Schülerinnen und Schüler (beziehungsweise deren Eltern) seien als überwiegend *nur* „Halb- oder Vierteljuden“ im NS -Staat keiner echten Bedrohung ausgesetzt gewesen. Falls sie die Universitätsschule als Ort des Schutzes im NS-Staat in dankbarer Erinnerung haben, sind sie aus diesem Blickwinkel betrachtet keineswegs Opfer des Nationalsozialismus, sondern ungefährdete Mitläufer des Systems, da Petersen – nach Ortmeier, Schwan, Niederstraßer – „Nazi“ war. Daraus wurde dann: *Weil* Petersen „Nazi“ war, existierte keine Bedrohung für die Kinder seiner Schule, egal was die Betroffenen oder Akten – soweit vorhanden – dazu aussagen.

Im Band über die Universitätsschule wird der Begriff „jüdisch“ von mir nach dem Vorbild des „Jenaer Arbeitskreises Judentum“ als zusammenfassender Leitbegriff für jüdische Kinder und Erwachsene einschließlich Personen jüdischer Herkunft gebraucht. ⁶³ Kein ernsthaftes sachliches Problem ist der von Schwan und Ortmeier

Sorgfaltspflicht missachtet, dem beschuldigten Wissenschaftler sowie den im Buch zu Worte kommenden Personen wenigstens eine Stellungnahme zu diesem Schwachsinn einzuräumen. Weil diese Personen zwar diskriminiert wurden, aber keine „Volljuden“ waren, durften sie das nicht. Vor allem mied Döbert, Jenaer Opfern des Nationalsozialismus bzw. deren Kindern als den von mir Befragten eine Chance zur Äußerung zu geben.

61 Schwan: Vertuschen (wie Anm. 5). – Zu den Unterstellungen, die Schwan aus der Formulierung „Kinder aus jüdischen Familien“ konstruiert, vgl. ders.: Universitätsschule (wie Anm. 3), S. 157.

62 Berechtigt ist die Frage, ob die Angaben zu den Widerstandsgruppen Jenas, auf die ich mich bei der Beschreibung sozialistischer Familien in der Universitätsschule stütze – im Wesentlichen übernehme ich Interpretationen von Heinz Grün –, so zutreffen, wie sie dort dargestellt sind. Vielleicht war der Widerstand gegenüber dem NS-Regime geringer, als ihn Grün darstellte – oder stärker, weil es Gruppen gegeben haben könnte, die von ihm nicht erfasst wurden. So nachzufragen ist legitim. Mir erschien die Darstellung von Grün (der nicht mehr ansprechbar ist) glaubhaft und umfassend, wenn auch sehr gerafft, was die Darstellung der Einzelschicksale angeht. Vgl. Grün: Bürger (wie Anm. 1).

63 Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1). Dementsprechend auch Schulz: Verfolgung (wie Anm. 7), S. 139–146, hier Überschrift S. 139: „Jüdische Bürger Jenas 1933 bis 1945 und ihr Schicksal.“ In der Liste werden 173 Einzelschicksale von „Juden“ und „Mischlingen“ sowie die Schließung

erhobene Vorwurf, ich dürfe nicht von „jüdischen Kindern“ sprechen, wenn sie nach NS-Rassegesetzen nur „halbjüdisch“ oder „vierteljüdisch“ waren. Falls es den Kritikern nur um die Erfüllung einer Leser-Erwartung geht, ist zur Ausräumung jeder Fehlinterpretation möglich, einen gesonderten Hinweis zu geben, dass der Terminus „jüdisch“ im Band „Universitätsschule“ aus einsichtigen Gründen so benutzt wurde, wie dies geschah. Aus Respekt vor der Identifikation mit dem Judentum benutze ich den Leitbegriff „jüdisch“ in der erzählenden Wiedergabe von Schicksalen dort, wo dies im Sinne der Betroffenen angemessen erscheint.

Ortmeyers Hauptvorwurf lautet, „das ganze System, die historische Einmaligkeit des NS-Regimes“ werde im Band „Universitätsschule“ „NICHT sichtbar“. Ortmeyer nennt den Maßstab:

„Zur Vernichtung bestimmt und vernichtet wurden die jüdischen Kinder. [...] Gibt es auch nur einen einzigen Hinweis oder gar Beweis, dass der NS-Kollaborateur Peter Petersen DIESEN von Auschwitz-Birkenau, Treblinka, Sobibor, Chelmo, von den Gaskammern und der Ermordung bedrohten Kindern geholfen hat?“⁶⁴

Zu unterstellen, dass dies behauptet oder auch nur der Eindruck erweckt wird, kann nur jemand, der in vollem Bewusstsein seines Tuns Intention und Selbstanspruch des Buches negiert. „Die reißerische Aufmachung ‚Zufluchtsort‘ verschleiert diesen Unterschied und lässt die im Einzelnen bei genauerer Quellenlage zu betrachtenden Hilfshandlungen in einem Licht erscheinen, als habe Petersen Kinder vor der Gaskammer gerettet.“⁶⁵ Ortmeyer verbietet praktisch Mitbürgern jüdischer Herkunft, welche die Universitätsschule als Ort des Schutzes ansahen, dies zu empfinden.

Das Problem, das Ortmeyer anspricht, ist klar, umso deutlicher muss man seinen Standpunkt zurückweisen. Wer von der Demütigung und Verfolgung durch das NS-Regime berichtet und dem die Erfahrung in der Petersenschule gegenüberstellt, der entwertet nicht das Leid anderer und relativiert auch nicht Auschwitz, zumal Gitta R., die Mutter einer Absolventin der Universitätsschule, in Auschwitz ermordet wurde. Doch dafür die Demütigungen von Ortmeyer und anderen zu erfahren, das ist bitter, denn die Betroffenen können sich nicht gegen die lautstarken Rhetoriker zur Wehr setzen – und die Gesellschaft schaut zu. Die Unredlichkeit der Argumentation von Schwan und Ortmeyer besteht darin, dass sie das Buch von vornherein schlecht machen, nicht trennen zwischen möglicher Kritik der gewählten Begrifflichkeit und den Erfahrungen Betroffener innerhalb und außerhalb der Universitätsschule. Mit einem billigen Vorwand wurden in der Kampagne gegen das Buch die Schicksale der kommunistischen und sozialdemokratischen Eltern im Jenaer Widerstand ausgeklammert, deren Kinder Petersen (soweit diese noch als Zeitzeugen ansprechbar waren) ebenso dankbar sind. Sie bildeten den Ausgangspunkt der Studie. Wenn ein wegen „Wehrkraftersetzung“ verhafteter sozialistischer Widerstandskämpfer nach jüdischem Ritus lebte, dann war er nach Schwan und Ortmeyer „eben kein Jude“, war kein Fall für die „Rassengesetze“, die Familie nicht in Gefahr, nicht dem Terror des Regimes ausgesetzt, obwohl Franz R. im April 1945 völlig gebrochen aus der Haft

aufgeführt.

64 Ortmeyer: Brief (wie Anm. 39), S. 42.

65 Ebd., S. 42.

kam.⁶⁶ Einfach unfassbar, was Schwan Menschen, die heute in Jena leben, zufügte – *es waren eben keine „Volljuden“!*

Die Bezeichnung der Universitätsschule als Ort des „Schutzes“ und der „Zuflucht“ resultiert aus dem Erleben Betroffener während ihrer Schulzeit unter dem NS-Regime, in der die Eltern rassistisch oder politisch Verfolgte waren, doch auch die Kinder selbst sich der Diskriminierung in der Öffentlichkeit ausgesetzt sahen, andererseits in der Petersenschule eigener Bekundung zufolge eine Stätte humanen Umgangs miteinander erlebten. Außerhalb der Schule herrschte Angst vor Diskriminierung und Schlimmerem.

Alles in allem scheiden sich damit klar die Positionen zwischen mir und den Gegnern des Buches „Die Universitätsschule Jena“. Ortmeyers These, von „Zufluchtsort“ dürfe nur gesprochen werden, wenn dieser Ort die Ermordung von Kindern verhindert habe, hat keine hinreichende moralische Legitimation. Die im Naziregime Ermordeten dürfen nicht gegen diejenigen ausgespielt werden, die von dem Massenmord verschont blieben, aber Verfolgte, Diskriminierte oder aktive Gegner des NS-Regimes waren. In Jena konnte man im November 2010 durch die Plakat-Aktionen der „GEW-Studis“ unter Leitung von Mike Niederstraßer, durch die Berichterstattung in der Ostthüringer Zeitung und ab Februar 2011 durch den von der GEW Thüringen (und der GEW-Kreisstelle Jena) herausgegebenen Dokumentationsband⁶⁷ den Eindruck gewinnen, dass genau dies geschah: die Beschädigung der Erinnerung von ehemaligen Schülern der Universitätsschule, deren Eltern im Nationalsozialismus litten oder Gegner des Systems waren – ein Vorgang, der beispiellos ist, völlig unabhängig von der in Jena geführten Debatte über einen bis dahin nicht beachteten, 1991 nach Peter Petersen benannten Platz. Er wurde inzwischen in „Jenaplan“ umbenannt.

Mir geht es in meinem Buch um die konkrete Gefährdung eines Kindes oder einer Familie der Universitätsschule im NS-Staat, wie dies Betroffene in Erinnerungsberichten oder wie es Dokumente von Fällen Betroffener zum Ausdruck bringen. Ich halte es für völlig inakzeptabel, die Deportation, den Tod oder auch nur erlittene Diskriminierung eines Elternteils, den ein „halbjüdisches“ Kind miterlebte, als nicht ganz so schrecklich hinzustellen angesichts des Faktums, dass in vielen Fällen beide Eltern und die ganze Familie im Konzentrations- oder Vernichtungslager umgebracht wurden.

Zu welchen gedanklichen Höhenflügen diese Auseinandersetzung führte, macht der Vorwurf der „GEW-Studis“ klar, für die „Mär der geretteten ‚jüdischen Kinder‘“

66 Wie Materialien des Heinz-Grün-Archivs (RLS Thüringen) ausweisen, war Franz R. mit dem gleichgesinnten Freund Fritz Grebe (nicht verwandt mit Hildegard Grebe), der 1938 vom Volksgerichtshof in Berlin zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, Mitglied im illegalen „Internationalen Sozialistischen Kampfbund“. Als ISK-Bezirksleiter für Berlin, Sachsen und Thüringen fungierte der jüdische Pädagoge Julius Philippson (*1894, 1943 in Auschwitz ermordet); vgl. Werner Link: Die Geschichte des Internationalen Jugend-Bundes (IJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampf-Bundes (ISK), Meisenheim 1964, S. 198; Grün: Bürger (wie Anm. 1), S. 56. Eine Beziehung zu Philippson schon vor 1933 ist denkbar, aber nicht belegt. Meine Versuche, das Schicksal des Widerstandskämpfers Franz Reitmeier (1904–1996) aufzuklären, nennt Schwan „kritik- und augenscheinlich auch gedankenlos“. Vgl. Schwan: Universitätsschule (wie Anm. 3), S. 153.

67 Dokumente (wie Anm. 3).

seien von mir „noch nie Nachweise vorgelegt“ worden.⁶⁸ Ortmeyers Leistung in dieser Auseinandersetzung bestand darin, dass er als Torsten Schwans Echo auftrat und beide sich wechselseitig Absolution für Vorgehensweisen erteilten, denen man nur mit Kritik begegnen kann. Schwans Endurteil über den Band „Die Universitätsschule im Nationalsozialismus“ – ein „wissenschaftliches und politisches Totaldesaster“ – ist dann wiederum das Stichwort, das Ort Meyer in Empfang nimmt.⁶⁹ Die Missachtung des Schicksals derjenigen, die darin zu Wort kommen, könnte nicht größer sein.

In diesem Band verbinde ich bei der Beschreibung der Einzelfälle die in den Dokumentationen Jenaer Historiker auffindbaren Daten mit Schulberichten, Schülerlisten und Programmen von Schulveranstaltungen der Universitätsschule aus dem Universitätsarchiv der Friedrich-Schiller-Universität. Sofern ich noch lebende Ehemalige erreichen konnte, verwende ich darüber hinaus von ihnen zur Verfügung gestellte Berichte und Erinnerungen. Alle Befragten äußerten, soweit ich von ihnen Reaktionen erhielt, Dankbarkeit, dass dieses Buch geschrieben und ihre Erinnerung darin festgehalten wurde. Dabei handelt es sich um eine erste Bestandsaufnahme.

Erst nachträglich wurde ich durch Margot Pampel (geborene Reinhardt) auf Elisabeth Scheinok aufmerksam gemacht, die mit ihr gemeinsam die Untergruppe der Petersenschule besuchte. Die Eltern, Aron und Anna Scheinok, waren Juden. Sie stammten wie die Jüdin Gitta Reinhardt (geborene Czerwinska, die Mutter Margots), aus Polen. Sie besaßen ein Pelz- und Lederwarengeschäft in Jena (1933 in der Leutrastraße 6a, seit 1937 in der Brüdergasse 7). Die Familie wurde im Rahmen der reichsweit durchgeführten „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 mit anderen Juden polnischer Herkunft im Sammeltransport an die polnische Grenze verbracht, ausgewiesen und 1942 in Treblinka ermordet.⁷⁰ Elisabeth Scheinok (*1. November 1923) ist als Schülerin der Universitätsschule im Programm der „11. Pädagogischen Rückschau“ vom 11. März 1932 sowie im Lehrerbericht der „Mittelgruppe II“ 1933/34 nachweisbar.⁷¹ Nach Margot Pampel verließ sie mit etwa zehn Jahren die Universitätsschule und wechselte auf eine höhere Schule. Eine Anwesenheitsliste des „Freundeskreises der Universitätsschule Jena“ belegt die Mitgliedschaft der Eltern Scheinok.

Obwohl in meinem Buch über die Petersenschule im NS-Staat der Anteil dokumentierter „jüdischstämmiger“ Kinder geringer ist als der Anteil von Kindern aus sozialistischem Elternhaus, war der Prozentsatz der ersteren vor 1933 beachtlich. Dies muss vor dem Hintergrund des relativ geringen jüdischen Anteils in der Einwohnerschaft Jenas gesehen werden. Es gab nach dem Ersten Weltkrieg weder eine jüdische Schule noch eine Synagoge oder einen jüdischen Friedhof in Jena. Der Anteil des frommen Judentums war verschwindend gering. Zwischen den verschiedenen sozialen und religiösen Gruppen (arm – reich; orthodox – liberal; assimiliert christlich – assimiliert freidenkend) existierte kaum Kontakt. Dass jemand jüdisch oder jüdischer Herkunft war, war vor 1933 nur im rechtsextremen Milieu (mit negativem Vorzeichen), nicht aber im breiten Bürgertum von Belang; vielfach war es nicht bekannt.

68 Leserbrief der „GEW-Studis Jena“: „Mär wiederholt“, in: *Erziehung und Wissenschaft* 63 (2011), Hf. 3, S. 35.

69 Ort Meyer: „Wissenschaftliches“ (wie Anm. 3), S. 162ff.

70 Arbeitskreis: *Juden* (wie Anm. 1), S. 96.

71 UAJ, Best. S Abt. I, Nr. 168, n.p. (Schuljahr 1931/32, Nr. 157 (1933/34), Woche 11.–16.9.1933, Seite 4).

Tatsächlich leistete das Judentum Jenas für Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft der Stadt Bedeutendes. Jena hatte 1925 die niemals wieder erreichte Höchstzahl von 277 jüdischen Bürgern, die spätestens ab 1930, als die NSDAP in Thüringen an der Macht beteiligt wurde, drastisch zurückging und 1933 nur noch 111 Personen umfasste (bei knapp 60.000 Einwohnern).⁷² Dabei handelte es sich vielfach um ältere Einwohner, die nach Hitlers „Machtergreifung“ in Jena blieben.

Vergleicht man diese Situation mit Frankfurt am Main, wo Ortmeier vor zwei Jahrzehnten Berichte überlebender jüdischer Schülerinnen und Schüler sammelte, könnte die Differenz nicht größer sein: Die Main-Metropole war 1933 etwa zehnmals größer als Jena. In ihr lebten 1933 knapp 30.000 jüdische Bürger. Die Stadt besaß die zweitgrößte jüdische Gemeinde Deutschlands, vier Synagogen und mehrere jüdische Schulen. Gewalt, Verfolgung, Deportation, die jüdischen Familien in Frankfurt am Main im NS-Staat erfuhren, waren, quantitativ gesehen, bedeutender als in Jena. Deren Leid sollte nicht zum Maßstab für das Ausmaß des Leids von Kindern in Jena oder als Maßstab für die Bewertung der Universitätsschule herangezogen werden.

Die Petersenschule als Stätte einer fortschrittlichen Reformpädagogik wurde nach ihrer Gründung 1924 von religiös freisinnigen und liberalen Familien mit jüdischem Hintergrund bevorzugt gewählt. Der Jenaer Dokumentationsband „Verfolgung und Vernichtung“ von Eberhart Schulz nennt für die Heirat von jüdischen (beziehungsweise „jüdischstämmigen“) und nichtjüdischen Ehepartnern in Jena einige stadtbekanntere Beispiele,⁷³ darunter die Ehepaare Koch, Wandersleb und Eppenstein, deren Kinder die Petersenschule schon vor 1933 besuchten. Bis zum Umzug 1926 nach Kiel traf dies ebenso für die Tochter Wilhelm Flitners und seiner Frau Elisabeth (geborene Czapski) zu. Für das fromme Judentum war die Universitätsschule in religiöser Hinsicht kaum attraktiv, weder als weltliche Lebensgemeinschaftsschule noch als evangelisch-christliche Bekenntnisschule. Der weitaus größte Teil von Kindern jüdischer Herkunft aus der Jenaer Universitätsschule stammte aus Familien, deren Väter bei der Firma Carl Zeiss arbeiteten, die assimiliert waren oder aber jüdische beziehungsweise assimilierte Ehepartnerinnen hatten. Ulrich Dannemann, „einer der ältesten Petersen-Schüler in der Jenaplan-Schule (Grietgasse)“,⁷⁴ besuchte bis zum Umzug 1931 – der Vater führte ab da in Köln ein Schuhgeschäft – nur die Untergruppe. Ulrichs Eltern waren Juden, der Vater Geschäftsführer; die Mutter studierte bei Petersen.⁷⁵ Margot Pampel schrieb mir dazu am 31. März 2011:

„Mein lieber Freund Uli Dannemann war volljüdisch. Seine Eltern verzogen allerdings im zweiten Schuljahr nach Köln und dann nach Brasilien. Nach 72 Jahren fand ich ihn wieder, zurückgekehrt nach Deutschland. Wir besuchten ihn und seine Familie vor ca. 8 Jahren in Mönchengladbach, wo er als erster Geiger im städtischen Symphonieorchester bis zu seiner Pensionierung tätig war. Das Ganze ist eine sehr traurig-schöne Geschichte, die ich Ihnen demnächst genau erzählen möchte. Ja, und dann war noch Elizabeth Scheinok mit mir in der Untergruppe. Sie war volljüdisch. Ihre Eltern besaßen in der Leutrastrasse eine Pelz-/Mantelhandlung.⁷⁶ Elizabeth war ein bildschönes kleines Mädchen, intelligent und zeichnerisch hochbegabt. Sie ging ab 10 Jahre bis zur Deportation noch

72 Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1), S. 50f.

73 Schulz: Verfolgung (wie Anm. 7), S. 35.

74 Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1), S. 87.

75 Ebd., S. 87f.

76 Am 4.2.2010 schrieb Frank Döbert in der OTZ: „Jüdische Händler und kleine Geschäftsleute“ konnten auf den „Schutz durch Netzwerke, in denen Karl Astels Rasseforscher in der SS und

auf das Lyzeum. Nach Jena zurückgekehrt ist sie mit ihrer Familie nicht. Sehr wahrscheinlich gab es noch andere volljüdische Kinder bei uns, wir sprachen in der Schule nie darüber. Ich wusste es nur von meiner Mutter. Dass die kleine Lolo eine jüdische Mutter hatte, erfuhr ich auch erst durch Ihr Buch.“

Soweit zum „Antisemitismus“ in der Petersenschule. Zu klären, ob Petersen 1933 und nach 1945 bei den Juden Jenas und den Familien jüdischer Herkunft als Antisemit beziehungsweise als „Nazi“ galt, ist für die lokale Erinnerungskultur wie für die Petersen-Forschung von Bedeutung. Mir ist es nicht gelungen, weder im Stadtarchiv noch im Universitätsarchiv in Jena, dafür den kleinsten Hinweis zu erhalten. Wenn mir Rolf Schrade versicherte, dass seine Eltern (Hugo und Erna Schrade) nach dem Ende der NS-Zeit mit größter Hochachtung von Petersen sprachen, dann spricht dies eher gegen eine solche Zuordnung. Das schließt andere Meinungen nicht aus, weshalb der Frage weiterhin Beachtung geschenkt werden sollte.

Assimilation schützte nicht vor dem Konzentrationslager, doch der Verfolgung, Verhaftung und Deportation waren ab 1933 ebenso Sozialdemokraten und Kommunisten ausgesetzt. Ortmeier und Schwan werden offenbar erst durch mein Buch genötigt, von jenem Zitat Petersens Kenntnis zu nehmen, in dem er 1948 „Mischlinge“ wie Kinder von Kommunisten in seiner Schule erwähnte. Seit 1992 ist es in der Petersen-Biographie von Barbara Kluge jedermann zugänglich.⁷⁷ Jetzt plötzlich wertet Ortmeier das Zitat als einen „Persilschein“, der von mir zur Freisprechung Petersens benutzt worden sei.⁷⁸ Er hatte es zuvor gar nicht gekannt, die Schicksale, die sich dahinter verbergen, interessieren ihn nicht.

Es ist auffallend, dass Petersen nur einen einzigen Namen der Kinder verfolgter Kommunisten nennt: Franz Reitmeier. Ihm stand ab 1946 im Erfurter Ministerium eine Karriere offen, die er dann in der DDR zugunsten eines anderen Berufsw-

an der Universität eine Schaltstelle bildeten, nicht rechnen“, um bei Petersen ihr Kind unterzubringen. – Es wäre grotesk anzunehmen, Petersen hätte die Deportation am 27.10.1938 von Familie Scheinok mit weiteren jüdischen Familien verhindern können, falls Elisabeth S. noch die Petersenschule besucht hätte. Validität besitzt die Bezeichnung „Rassist“ vor allem dann, wenn Petersen als Schulleiter die gezielte Umsetzung der NS-Ideologie zur rassistisch ausgelesenen „judenfreien“ Schule betrieben hätte. Schülerlisten und Berichte bestätigen diese Annahme nicht. Dieser nüchterne Befund stellt rassistischen Überschriften und Inhalten von Texten Petersens, die jeder seiner politischen Unschuldsbeteuerungen nach 1945 spotteten, keinen Freibrief aus.

77 Mein Buch über die Universitätsschule Jena (wie Anm. 2, S. 113) enthält auf Grund einer Verwechslung einen unzutreffenden Hinweis, den ich hiermit korrigiere: Petersens „Erklärung“ vom 2. Dezember 1948 wurde nicht „brieflich dem Rektor der Universität Jena“ zugestellt. Ob Petersen dieses Dokument dienstlich oder öffentlich überhaupt benutzte, ist fraglich. Bis jetzt gibt es dafür keinen Beleg. In der „Erklärung“ hieß es unter anderem: „Wir haben niemals unsere jüdischen Freunde und Bekannten verleugnet, selbstverständlich auch nicht in der Öffentlichkeit der Kleinstadt Jena (Zeugen: Herr Dr. Langer, Herr und Frau Dr. Wandersleb, Frau Dr. Eppenstein usw.). [...] Während der Kriegsjahre wurde meine Universitätsschule der Zufluchtsort für sämtliche schulpflichtigen Kinder aus jüdischen Mischehen (Zeugen: Dr. Schrade und Frau, desgl. Dr. Hansen, Herr und Frau Michel, Dr. König) sowie von Kindern verfolgter Kommunisten, die meine Schulform besuchten (Zeuge: Herr und Frau Reitmeier, Jena).“ Peter Petersen: „Erklärung“ vom 2. Dezember 1948, in: Barbara Kluge: Peter Petersen. Lebenslauf und Lebensgeschichte. Auf dem Weg zu einer Biographie, Heinsberg 1992, S. 337–338, hier S. 338.

78 Der „Persilschein“ Zufluchtsort von Peter Petersen 1948 (Faksimile), in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 49; Ortmeier: Brief (wie Anm. 39), S. 41.

ges nicht weiter verfolgte. Andere Kommunisten hatten es zum Teil schwer, nach Rückkehr aus Kriegsgefangenschaft von der SED akzeptiert zu werden. Das spricht für eine gewisse Verbundenheit zwischen Reitmeier und Petersen. Dass Petersen die Erklärung aus Gründen politischer Selbstentlastung schrieb, ist anzunehmen. Für den heutigen Forscher geht es darum, anhand der vorliegenden Familiennamen nachzuprüfen, welche Schicksale sich hinter ihnen verbargen, nicht zuletzt um den Wahrheitsgehalt der Aussagen Petersens zu überprüfen. Mit dem Ausruf *Persilschein!* jedes Forschungsinteresse an dieser Frage ad absurdum zu führen, ist typisch für meine Gegner.

Dass im Falle Rolf Schrades die Mutter in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, der Vater gleichzeitig von der „Organisation Todt“ zur Ableistung von Zwangsarbeit „verpflichtet“ wurde, spielt bei den „Antisemitismus-Experten“ Ortmeier und Schwan keine Rolle. Dass die Mutter von Margot Pampel in Auschwitz ermordet wurde (ihr Vater war 1930 gestorben), findet in der 50-seitigen „Analyse“ Torsten Schwans⁷⁹ keine Berücksichtigung. Die Tochter war doch schon längst aus der Schule. Also ist sie doch, selbst wenn Verbindungen zur Schule und zu Mitschülerinnen aufrecht erhalten blieben, gar nicht berechtigt, ihre Dankbarkeit gegenüber Petersen mit dem späteren Schicksal ihrer Mutter in einen autobiographischen Zusammenhang zu bringen. Ich hätte ihr das offenbar ausreden sollen: „Damit aber instrumentalisiert er [Hein Retter] die von den Nationalsozialisten als ‚jüdische Mischlinge‘ stigmatisierten Menschen nachträglich für eigene Zwecke.“⁸⁰ Ich stigmatisiere demnach Margot Pampel. Sie ist nicht nur dankbar für mein Buch, sondern schrieb mir am 31. März 2011, dass sie nach der Deportation ihrer Mutter, „Entscheidungen [traf], die mich vor der Deportation bewahrten.“ Weiter:

„Als ich nach Kriegsende wieder nach Jena zurückkehrte, sagte mir der damalige Leiter des Arbeitsamtes, Herr Weber, dass ich als Halbjüdin im letzten Halbjahr vor Kriegsende mit auf der Liste der zu deportierenden Personen stand. Aber ich war nicht da! Genaueres erzähle ich Ihnen demnächst. Wer kann sich heutzutage die Ängste die ich damals ausstand, weil ich nicht erwischt werden wollte, vorstellen? Wen interessiert es?“⁸¹

Das ist die rhetorische Frage an Schwan, Ortmeier und Niederstraßer, die diese Angst wirklich nicht interessiert. Das wird als „Dramatisierung“ abgetan. Außerdem: Wenn Margot nicht mehr in der Universitätsschule war, hatte sie mit Petersen nichts mehr zu tun. Für die „Experten“ spielt keine Rolle, dass nicht nur die bleibende Verbundenheit mit anderen AbsolventInnen der Petersenschule, sondern auch jene Erfahrungen mit Schülern, Lehrkräften und Schulleitern der anschließenden Jahre entscheidend sind, die Petersenschule als Ort des Schutzes anzusehen. Schwan verunglimpft diejenigen, deren Leid im NS-System in meinem Band erstmals im Kontext der Universitätsschule dargestellt wird. Und wenn man als Opfer des Nationalsozialismus erfährt – durch die Medien, die Ostthüringer Zeitung oder die GEW-„Dokumentation“ (Thüringen) – wie dort mit ihrer Glaubwürdigkeit und ihrem Schicksal umgegangen wird – keine echten „Volljuden!“ – dann fragt man sich kopfschüttelnd, in welcher Epoche man lebt.

79 Dokumente (wie Anm. 3).

80 Ebd., S. 131.

81 E-Mail von Margot Pampel an Hein Retter v. 31.3.2011 (vom Autor übergeben an das Stadtarchiv Jena: Sammelmappe Universitätsschule).

Die Betroffenen sind als alte Menschen kaum in der Lage, öffentlich ihre Stimme zu erheben, um gegen das ihnen und ihren Eltern zugefügte Unrecht zu protestieren. Sie wollen nicht als Objekte einer sie erniedrigenden Rhetorik in der Öffentlichkeit auftreten. Sie mussten sich vor den Nazis rechtfertigen, weil sie jüdisch waren, heute müssen sich vor unglaublichen „Experten“ rechtfertigen, dass sie damals nicht jüdisch genug waren, um heute als allzu wenig jüdisch vor dem Tribunal von Ortmeier und Schwan abgeurteilt zu werden: *Hört, ihr Halb- und Vierteljuden! Eure Angst war unnötig, sie wird von euch nur dramatisiert oder entspringt der Phantasie.*

Betroffene sehen sich von dieser Art des Umgangs mit ihnen in der Öffentlichkeit in übler Weise behandelt. Das braucht hier nicht detailliert geschildert zu werden. Das zeigt der „offene Brief“ von Rolf Schrader am Ende dieses Beitrages. Aber es gibt auch Ereignisse, die hoffen lassen, dass die Zeiten ideologischer Grabenkämpfe zuende gehen. Am 18. Juni 2011 gedachte der „Jenaer Arbeitskreis Judentum“ mit der Stadt Jena mehrerer Opfer des Nationalsozialismus durch einen „Stolperstein“. Das Gedenken galt auch der ermordeten Arbeiterin Gitta Reinhardt (* 14.6.1891, vermutlich 1943 in Auschwitz ermordet). Dies erfüllt alle „Ehemaligen“ der Petersenschule, die im NS-Regime Unrecht erlitten, mit Anteilnahme und Genugtuung. Die Tochter der Ermordeten, die heute 90-jährige Margot Pampel, konnte nicht anwesend sein. Worte des Gedenkens und der Erinnerung sprach ihre Enkelin Felicity Zwalf. Sie erwähnte ihre Mutter und die Universitätsschule. Erst das Buch über die Universitätsschule hatte ermöglicht, die in Jena weitgehend unbekannt gebliebene Gitta Reinhardt als Mutter von Margot Pampel zu identifizieren.

Was die mir von Schwan unterstellten „eigenen Zwecke“ betrifft, bringt sie mein Band deutlich zum Ausdruck, nämlich die Erinnerung an die Universitätsschule als Ort des Schutzes bei denjenigen Schülerinnen und Schülern zu dokumentieren, deren Mütter oder/und Väter vom NS-Regime aus rassistischen, politischen oder religiösen Gründen bedroht wurden. Schwan, Ortmeier und Niederstraßer zufolge sollen sie diese Erinnerung nicht haben dürfen. Dies sei „Petersen-Mythos“, „Einbildung“ oder „Spekulation“ und habe im Vergleich mit „Auschwitz“ keine Relevanz. Dass nach dem jüdischen Religionsgesetz der Halacha „Jude“ ist, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde (Margot Pampel demnach im Recht ist, wenn sie sich als Jüdin bezeichnet und Schwans Klassifikation zurückweist), spielt für den „Antisemitismus-Experten“ ebenso wenig eine Rolle wie die Tatsache, dass Ehen mit „Mischlingskindern“ in Bezug auf das Sorgerecht ab 1935 besonderen Gefährdungen ausgesetzt waren – wie ich im Buch über die Universitätsschule näher ausführte. Die NS-Vormundschaftsgerichte gingen dazu über, den Eltern ihr „halbjüdisches“ Kind wegzunehmen, zur Adoption freizugeben oder in Kinderheime zu überweisen, da der jüdische Elternteil aufgrund der ihm zugeschriebenen „Rassemerkmale“ den Rechtsanspruch des Kindes auf eine nationalsozialistische Erziehung nach Auffassung der NS-Juristen in Frage stellte.⁸²

Wenn man Einwände gegenüber dem Projekt „Universitätsschule Jena im Nationalsozialismus“ einem rational diskutierbaren Rahmen zuweist, dann ist an die Frankfurter Studie Ortmeiers der hundert „Berichte gegen Vergessen und Verdrängen“ zu erinnern. Aus Briefen, die ihm zugesandt wurden, sammelte er Äußerungen

82 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 172f.

von einhundert ehemaligen jüdischen Schülerinnen und Schülern aus Frankfurt am Main über Diskriminierung und Gewalt, denen sie ab 1933 ausgesetzt waren. Auch wenn im Anhang „Dokumente der Schulbehörden aus der NS-Zeit“ genannt werden, steht hier der subjektive Bericht als Oral History beziehungsweise Written History im Mittelpunkt. Das Jenaer Projekt „Universitätsschule“ hat einen ähnlichen Ausgangspunkt.

Ein anderer Forschungsansatz zu diesem Thema wäre, die Situation jüdischer Kinder, Familien und Einzelpersonen eines Ortes entsprechend der sich etappenweise verstärkenden Entrechtung durch den NS-Staat systematisch zu dokumentieren. Das ist ein sehr viel anspruchsvolleres Unternehmen, auf das Schwan seine Kritik stützt. Ein solches Projekt durchzuführen war im vorliegenden Fall weder geplant noch realisierbar. Sachkritik hat den Selbstanspruch eines Forschungsprojektes zu berücksichtigen, was meinen Gegnern fernlag.

Mein Interesse konzentrierte sich a) auf mündliche Berichte und Materialien Betroffener, b) auf die Dokumentation verstorbener „Ehemaliger“ anhand von Schulakten sowie c) auf amtliche Anträge der Eltern „Ehemaliger“ als Opfer des Naziregimes in der DDR anerkannt zu werden. Bei der Zeitzeugenbefragung musste ich über das bloße Festhalten von Erinnerung hinausgehen, weil sie bekanntlich nachträglicher Umformung unterliegt. Auch war die Universitätsschule nicht frei von nationalsozialistischen Vätern und/oder Müttern (zum Teil auch Lehrkräften), und Petersens publizistische Einlassung in den Nationalsozialismus ist ein nicht relativierbares Faktum. Mündliche Angaben waren aus Registern des Standes- und Ordnungsamts sowie aus Unterlagen der verschiedenen Archive zu überprüfen. Die Erinnerung Betroffener kann durchaus fehlerhaft sein, wie sich in einzelnen Fällen zeigte. Dies alles ist in dem Band über die Universitätsschule nachvollziehbar dargestellt.

Als Beispiel für doppelte „Fehlerhaftigkeit“ seitens Zeitzeugen und seitens heutiger Beurteiler sei die anlässlich des ersten Jenaer Podiums am 5. November 2009 gefallene Äußerung einer ehemaligen Schülerin erwähnt. „Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, dass wir die Flagge gehisst haben und ‚Heil Hitler‘ gesagt hatten“, zitierte Niederstraßer eine Petersen-Schülerin und stellt dieser Äußerung als Gegenbeweis den Bericht Jadwiga Jedrychowskas gegenüber. Die polnische Pädagogin hatte der Petersenschule am ersten Schultag nach den Weihnachtsferien Anfang Januar 1936 einen Besuch abgestattet. In einem 1938 in Polen veröffentlichten Bericht erwähnte sie den für alle Schulen im NS-Staat vorgeschriebenen Fahnenappell und anschließend die Versammlung der Schulgemeinde „mit dem Gruß ‚Heil Hitler‘“.⁸³ Auch Ortmeier verwies darauf in seiner Habilitationsschrift.⁸⁴

83 Jadwiga Jedrychowska, in: Retter: Petersen (wie Anm. 10), S. 174; s. dort auch meinen Kommentar S. 28–31.

84 Ortmeier: Mythos (wie Anm. 17), S. 293, Anm. 895. In meinem Skript „Warum ich Benjamin Ortmeier widerspreche“, das ich als Onlinetext dem Forum der Stadt Jena zur Verfügung stellte, hatte ich Ortmeiers Zitation als „regelrecht manipuliert“ bezeichnet, da Begriffe und Sätze verändert gegenüber dem Quelltext wiedergegeben wurden. Schwan hatte das Problem als erster gesehen, aber aus verständlichen Gründen nicht weiter verfolgt. Ortmeier versuchte selbstverständlich, meine Kritik zurückzuweisen (Die falsche Anschuldigung der „Textmanipulation“, in: Dokumente (wie Anm. 3), S. 215–219, auch im Vorwort zur Zweitausgabe seiner Habilitationsschrift 2010 (wie Anm. 17)). Dabei verschweigt und übersieht er etwas; wirft mir

Hitlerbild und -gruß können keine Beweise für den besonders stark ausgeprägten nationalsozialistischen Charakter einer Schule im Deutschen Reich unter Hitler sein, weil sie dienstliche Vorschriften waren. Nachweisen lässt sich, dass Petersen die Gruß-Vorschrift zu minimieren suchte, dies aber kaum bei offiziellem Anlass geschah.

stattdessen vor, ich wolle nur seine Forschung in Frage stellen – nein, nur seine Methode. Er gab an, aus einem von mir edierten und von dem professionellen Polnisch-Übersetzer Janusch Daum ins Deutsche übertragenen Quellentext (Retter: Petersen (wie Anm. 10), S. 174) zitiert zu haben, teilte aber dem Leser nicht mit, dass die ersten fünf Sätze aus einem anderen (auch von mir herausgegebenen) Buch stammen, übersetzt von dem polnischen Kollegen Mirosław S. Szymanski, in dessen Aufsatz über den Besuch der Universitätsschule Jena durch die Polin Jedrychowska 1936 (Retter: Rekonstruktion (wie Anm. 11), S. 251.) Beide Übersetzungen weichen voneinander ab, da Daum kontext- und situationsbezogen den gesamten Bericht, Szymanski jedoch wörtlich und nur wenige Sätze übersetzte. So wird der Passus „treten uniformierte Gruppen auf“ (Übersetzung Daum) von Ortmeier für den Leser unbemerkt ersetzt durch „treten militärische Formen auf“ (Übersetzung Szymanski). Das nenne ich Manipulation. Ortmeier rechtfertigte sich damit, diesen begrifflichen Austausch dürfe er vornehmen, da der polnische Terminus „wojskowe formy“ eben genau „militärische Formen“ heiße (es handelte sich um eine HJ-Gruppe beim Fahnenappell in der Petersenschule). Ich sage, er darf es nach den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens nicht, wenn er diesen Austausch, wie geschehen, dem Leser verschweigt. In der Zweitaufgabe seines Buches (Vorwort, S. II) sagt Ortmeier, der Vorwurf, ein Zitat sei „inhaltlich manipuliert“ worden, habe sich „schnell widerlegen“ lassen. Wie denn, wo denn? Vielmehr korrigierte Ortmeier die Unstimmigkeit jetzt erst in der Zweitaufgabe des Mythos-Buches, und dies heimlich. Das zeigen zwei Veränderungen: Er lässt im Vorwort der Zweitaufgabe (S. II), in dem er zur Frage von Textkorrekturen Stellung nimmt, den umstrittenen wojskowe-Satz am Anfang seines langen Jedrychowska-Zitates einfach weg. Später, im laufenden Text (S. 293–294), wiederholt er dieses ausführliche Zitat mit „wojskowe formy“, bleibt also bei jener „Manipulation“ (militärische Formen), die ich in der Erstauflage kritisierte. Er setzt aber nun bei der Angabe der Zitationsquelle das Wörtchen „weitgehend“ hinzu: „Aus dem Polnischen weitgehend [sic!] nach: Retter, Hein: Peter Petersen und der Jenaplan ... S. 174ff.“ (Zweitaufgabe, S. 294). Das Wort „weitgehend“ soll die kleine Manipulation unbemerkt aus der Welt schaffen. Das will ich nur festgestellt wissen, aber nicht sonderlich hochspielen. Dabei weiß Ortmeier (jedoch keineswegs seine Leserschaft!), dass nicht nur „militärische Formen“, sondern die ersten fünf Sätze im Ganzen aus einer anderen als der angegebenen Quelle – Janusch Daum – stammen, nämlich Szymanskis Übersetzung sind. Und dies auch in der Zweitaufgabe des Mythos-Buches. Dabei entgeht Ortmeier jedoch, dass Szymanskis Übersetzung Text ohne Kenntlichmachung ausließ und einen Satz von Jedrychowska sogar verkürzte, so dass das von Ortmeier faksimile abgedruckte polnische Original von Jedrychowska (in Dokumente (wie Anm. 3), S. 218) mit der Übersetzung von Szymanski (aus: Retter: Rekonstruktion (wie Anm. 11), S. 251), ab Satz 5 nicht mehr übereinstimmen. Fazit: Ähnlich dem aus Eierdanz' Aufsatz von Ortmeier übernommenen Petersen-Zitat über Lagarde und Langbehn zitiert er auch hier eine Quelle, ohne deren fehlerhaften Zustand zu bemerken (und ohne ihre Herkunft anzugeben). Das sei in aller Freundlichkeit festgestellt. Ortmeier nennt meine Hinweise „eristische Mätzchen“ und „Ad personam“-Kritik. Nein, die Kritik gilt seiner Methode. Eine weitere Ungereimtheit: Ortmeyers Zitation Jedrychowskas enthielt 2009 den Satz: „So wird das westliche Programm zum Fahnenappell gestaltet.“ Daum übersetzte: „[...] festliche Programm [...]“. Der Term „westlich“ ist durchaus interessant in diesem Kontext. Mit Nichtangriffs-, Freundschafts- und Presseabkommen 1934 und 1936 war das rechtsnational regierte Polen zum Verbündeten Hitlers geworden, dem westlichen Nachbarn. Jedrychowskas Besuch war offiziell, ihr Bericht systemkonform: Sie machte die Jenaer Schule zum NS-Vorzeigeobjekt und erklärte in ihrem Bericht sogar Fritz Wächtler zum Schüler Petersens! Ortmeier hatte Recht, die Polin pries die Universitätsschule als „Nazi-Schule“ – was seine Zuhörer 2009 in Jena nicht hören wollten. Vom „westlichen“, nämlich vormilitärischen Programm der Petersenschule zu sprechen macht deshalb Sinn, weil es dem

Petersen hatte seit seinem Krakauer Vortrag 1934 besonders enge Beziehungen zu Polen, die ihn, wie ich 1996 schrieb, zu einem „Rädchen im Getriebe der Außen- und Propagandapolitik des NS-Staates“ machten.⁸⁵ Denn alle Besuche fanden mit Billigung offizieller NS-Stellen statt und wurden zum Teil von diesen inszeniert. Bei offiziellem Anlass war das „Heil Hitler“ der Schulversammlung für Petersen ein normaler Vorgang wie in jeder anderen Schule auch. Dass Niederstraßer nicht in der Lage ist, in der NS-Diktatur zwischen Alltag und öffentlicher Repräsentation (Auslandsbesucherin!) zu unterscheiden, überrascht. Wenn er für unterstellte Verdrängungsleistungen eines 1936 dokumentierten Ereignisses das Gedächtnis einer Petersen-Schülerin verantwortlich macht, die zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht auf der Welt war, ist dies erst recht nicht nachvollziehbar.⁸⁶

Eine weitere Gruppe von ehemaligen Petersen-Schülern aus bedrohten Familien bereitete einiges Kopfzerbrechen. Es handelte sich um Schüler jüdischer Herkunft, deren Eltern Petersen in seiner „Erklärung“ vom 2. Dezember 1948 nur mit Nachnamen erwähnte. Niemand aus dem Kreis der noch lebenden „Ehemaligen“ in Jena kannte sie. Aufgrund fehlender Schülerlisten konnten weder Anschrift, Geschlecht und Vornamen der Kinder noch die Vornamen der Väter identifiziert werden. Die Situation schien aussichtslos zu sein. Eine Nachfrage im Carl Zeiss Archiv brachte endlich Klärung. Wolfgang Wimmer fand heraus, dass es sich um Angestellte der Firma Carl Zeiss handelte. Ihre Söhne, Holger Hansen und Hans Michel, hatten bis 1945 die Universitätsschule besucht. Da ihre Väter mit der ganzen Familie von Jena nach Westdeutschland umsiedelten, sind sie im heutigen Kreis der „Ehemaligen“ nicht mehr präsent. Ich setzte mich mit ihnen in Verbindung. Beide hatten weder eine aktuelle Beziehung zu Jena, noch kannten sie sich, wenngleich sie sich an den Fami-

Deutungsinteresse Ortmeyers entsprach, „uniformierte Gruppen“ gegen „militärische Formen“ auszutauschen. Nein, es war ein *Druckfehler*, sagt Ort Meyer jetzt. Es muss „festlich“ heißen. Sofort akzeptiert! Ein Druckfehler ist keine willentliche Textveränderung, die hier angesichts der Beziehung Polens zum „Dritten Reich“ 1936–38 etwas für sich gehabt hätte. In Summa: Alles, was ich an Rückfragen vorbrachte, sind Kleinigkeiten, wenn auch Merkwürdigkeiten. Fehler sind verzeihlich, kleine „Manipulationen“ werte ich nicht als böse Absicht, sondern als Produkt voreiliger Schlüsse. Das passiert mir auch – leider. Interessant ist nur, wie wir uns dabei verhalten. Ort Meyer zeigt sich menschlich, wenn er den Einwand erst mit großem Protestgeschrei abzuweisen sucht, dann nachträglich glaubhafte Gründe für das eigene Handeln präsentiert, um schließlich in aller Stille Schadensbegrenzung vorzunehmen.

85 Hein Retter: Die Beziehungen Peter Petersens zu osteuropäischen Ländern in den dreißiger Jahren – unter besonderer Berücksichtigung Polens, in: ders.: *Rekonstruktion* (wie Anm. 11), S. 255–298, hier S. 286.

86 Den von Niederstraßer als Erstunterzeichner verantworteten offenen „Brief an den Oberbürgermeister der Stadt Jena“ vom 25.1.2010 fand ich unter: <http://www.jenapolis.de/42607/offener-brief-an-den-oberbuergermeister-der-stadt-jena>, zuletzt abgerufen am 1.5.2011. Berichte über die Universitätsschule von Besuchern in der NS-Zeit, welche Gegner des Nationalsozialismus waren, wie der des Theologen Hugo Schmitz (1934) oder der des finnischen Pädagogen Matti Koskenniemi (1939) stimmen mit den Vorwürfen, die Niederstraßers erhebt, nicht überein. Vgl. Matti Koskenniemi: *Beobachtungen beim Besuch der Jena-Schule*, in: Hein Retter (Hg.): *Reformpädagogik: Neue Zugänge – Befunde – Kontroversen*, Bad Heilbrunn 2004, S. 140–146. Der Bericht von Hugo Schmitz zum Religionsunterricht wurde im „Evangelischen Schulblatt“ 1935 veröffentlicht. Auszüge sind abgedruckt in Hein Retter: *Theologie, Pädagogik und Religionspädagogik bei Peter Petersen*, Weinheim 1995, S. 89–91.

liennamen des jeweils anderen dunkel erinnerten. Von mir befragt, äußerte Holger Hansen, dessen Vater „Halbjude“ war, „beste Erinnerungen“ an seine Schulzeit bei Petersen zu haben. Er sei als Kind „etwas schwierig“ und deshalb öfter zur Untersuchung beim Kinderarzt Jussuf Ibrahim gewesen. Hans Michel, heute bei München lebend, empfand die Schulzeit bei Petersen in der Rückerinnerung als gut beziehungsweise normal. Übereinstimmend berichteten Holger Hansen und Hans Michel von negativen Erlebnissen mit der Prügelstrafe in jenen Schulen, die sie nach Kriegsende in Westdeutschland kennenlernten. Das habe es bei Petersen nicht gegeben. Ihre Väter waren im Krieg bei Carl Zeiss Abteilungsleiter und mussten zeitweise Zwangsarbeit für die „Organisation Todt“ leisten. Die Familien wurden von den Ende Juni 1945 abziehenden Amerikanern gedrängt, mit in den Westen überzusiedeln. Ich fand es besonders beeindruckend, dass die „halbjüdische“ Mutter von Hans Michel in einer Tagebuch-Notiz, die er mir zur Verfügung stellte, im Rückblick auf seine Einschulung in die Petersenschule 1943 notiert hatte:

„Wir wollten unsere Kinder lieber dorthin schicken als in die Südschule, zu der wir eigentlich gehörten. In der Petersenschule ging es durchaus nicht nationalsozialistisch zu, und die Kinder wurden liebevoll erzogen“.⁸⁷

Wie es zu dem Projekt „Universitätsschule“ kam

Seit einem Aufenthalt im Universitätsarchiv Jena Mitte der 1990er Jahre verfügte ich über zwei Schülerlisten der Mittelgruppe der Petersenschule vom Schulbeginn 1933 und 1934. Nach dem Jenaer Podiumsgespräch Ende Oktober 2010 fiel mir hierauf der Name Herta Langer auf. Sie war nach den NS-Rassegesetzen von 1935 „Mischling zweiten Grades“. (In den Durchführungsbestimmungen ist dann von „jüdischen Mischlingen ersten bzw. zweiten Grades“ die Rede.) Hatten ihre Eltern denn 1933 Anlass, besorgt zu sein? Durchaus! Eine SPD-Zeitung berichtete am 6. Februar 1933 unter der Überschrift „SA-Flegeleien in Jena“, dass hier 6.000 nationalsozialistische Jugendliche Lieder mit dem Refrain brüllten: „Köpfe werden rollen, Marxisten werden hängen, Juden werden heulen und HJ marschiert“.⁸⁸

Vereine und Institutionen „judenfrei“ zu machen war 1933 Zeitungsmeldungen zufolge in Jena an der Tagesordnung. Wenn Petersen, im Juni 1933 einem antisemitischen Autor beipflichtete, dass die Juden in scharfem Gegensatz zu deutschem Wesen „ohne Gewissen und Treue und Ehre“ seien, dann musste das praktische Auswirkungen auf die Universitätsschule haben, pries er doch den NS-Staat sowie Adolf Hitler, den großen „Volkserzieher“.⁸⁹ Ob eine Schülerin Jüdin oder nur „Halbjüdin“ beziehungsweise „Vierteljüdin“ war, spielte für einen antisemitischen Schulleiter, dem

87 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 129. Ein Auszug aus den Tagebuchaufzeichnungen der Mutter Hans Michels ist einsehbar im Stadtarchiv Jena (Sammelmappe Universitätsschule).

88 Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1), S. 51. Zu Herta Langer und dem Schicksal ihrer Mutter Helene Wally Langer vgl. ebd., S. 164–165; Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 116f.

89 Peter Petersen: Bedeutung und Wert des Politisch-Soldatischen für den deutschen Lehrer und unsere Schule. Eine erziehungswissenschaftliche Betrachtung, in: Deutsches Bildungswesen 2 (1934), S. 1–17, hier S. 5.

alles Jüdische verhasst war, keine Rolle,⁹⁰ wie die Kinder der Petersenschule nicht wussten, wer „jüdisch“ war. Falls es darum gegangen wäre, die Universitätsschule „judenrein“ zu machen, hätten Herta Langer und andere Kinder mit ihren Eltern hier nichts zu suchen. Dazu brauchte Petersen nicht die Rassegesetzgebung abzuwarten, da seine Schule einen Sonderstatus besaß. Hatte Petersen im Zusammenhang der Rezension einer antisemitischen Schrift 1933 das „Wesen“ der „in Deutschland lebenden Juden“, „als für uns zersetzend, verflachend, ja vergiftend“ bezeichnet, ihnen die „Rückbesinnung auf die eigene Art“, „die im Zionismus mit bestem Erfolg bereits erfolgt“ sei,⁹¹ nahe gelegt, dann ist für den Forscher naheliegend zu fragen, wie der hier offenbar werdende exkludierende Antisemitismus den Alltag der Universitätsschule prägte.

Ortmeyer gab in seiner Dokumentation Beispiele für Gewalt und Diskriminierung, die jüdische Kinder im Schulalltag in Frankfurt am Main erfuhren: „Der Weg zur Schule war eine tägliche Qual.“⁹² Den Berichten aus dem Band Ortmeyers ist auch dann Glauben zu schenken, wenn nicht deutlich wird, dass beide Eltern jüdisch waren. Für Frankfurt am Main wie für Jena galt, dass die Feinde des NS-Regimes, insbesondere auch Kommunisten und Sozialdemokraten, ab 1933 in öffentlichen Schulen willkürlicher Gewalt, Demütigung, Verfolgung und Diskriminierung von Lehrkräften sowie Mitschülern ausgesetzt waren.

Die Erinnerungen von „Ehemaligen“ der Universitätsschule, deren Eltern aus rassistischen Gründen vom NS-Regime verfolgt wurden, die Erinnerungen von Kindern sozialistischer Eltern, die dem Widerstandskreis um Magnus Poser nahe standen, ebenso die Erinnerungen eines schwerstbehinderten Kindes (J.G.) an ihre Schulzeit bei Petersen sind den dokumentierten Berichten zufolge in überwältigendem Maße geprägt von der Erfahrung, dass diese Schule für sie ein Ort des Schutzes und der Zuflucht war. Wenn ein siebenjähriges Mädchen 1933 aufgrund ihrer nicht „rassegemäßen“ Erscheinung und ein etwa gleichaltriges Kind 1940 aufgrund ihrer kommunistischen Familie in Jenaer Volksschulen Diskriminierung erdulden mussten, nach dem Wechsel in die Universitätsschule aber Menschlichkeit erlebten, und heute Petersen ein positives Andenken bewahren wollen, dann sollte dies möglich sein, ohne dass sie sich öffentlich diskriminiert sehen. In Jena war dies nach Presseberichten (OTZ) und den Online-Kampagnen von Ortmeyer und Schwan ab November 2010 nicht mehr möglich. Die heute 84-jährige Lilo Czekalla schrieb mir am 2. März 2011:

90 Für die Stadt Frankfurt am Main dokumentierte Ortmeyer, dass eine Schülerin im Februar 1933 „wegen ihrer jüdischen Abstammung von der Schule verwiesen wurde“; die Schulleitung, die 1961 von der Betroffenen, „Frau D.“, um eine Bestätigung des Sachverhaltes gebeten wurde, behauptete hingegen, es sei nicht bekannt, „dass jüdische Schüler wegen ihrer Abstammung von der Schule verwiesen wurden“, was Ortmeyer zu Recht als Bestandteil der „zweiten Schuld“ (Ralph Giordano: Die zweite Schuld oder von der Last Deutscher zu sein, Hamburg 1987) wertete. Leider nannte er nicht den Namen der Schule. Es ist auch nicht klar, ob es sich um eine „Jüdin“ im Sinne der von Ortmeyer geforderten Sprachregelung handelte. Vgl. Benjamin Ortmeyer: Berichte gegen Vergessen und Verdrängen von 100 überlebenden jüdischen Schülerinnen und Schülern über die NS-Zeit in Frankfurt a.M., Witterschlick 1995, S. 177.

91 Peter Petersen: Rezension: Karl Beyer: Jüdischer Intellekt und deutscher Glaube (Leipzig 1933), in: Blut und Boden 5 (1933), Hf. 6, S. 285f.

92 Ortmeyer: Berichte (wie Anm. 90), S. 28.

„Sehr geehrter Herr Prof. Retter, ich wollte Ihnen mitteilen, weshalb ich mich so labil auf die Beschuldigungen gegen Petersen verhalte. Ich bin einfach müde – ich kann gegen all diese Ungerechtigkeiten nicht mehr kämpfen. Es war zuviel. Meine Kindheit kennen Sie. [...] Aber nun mit 84 Jahren verlassen mich die Kräfte. Ich habe mit großem Interesse Ihr Buch gelesen und würdige Ihre viele Kleinarbeit, die dahinter steckt. Wenn nicht – so war Ihre Arbeit für die Gerechtigkeit. Seien Sie vielmals begrüßt, Ihre Lilo Czekalla.“

Überprüft man Eltern- und Schülerlisten der Petersenschule (soweit sie vorhanden sind)⁹³ und parallel dazu die Dokumentationen von Heinz Grün über die verschiedenen Widerstandsgruppen Jenas im „Dritten Reich“,⁹⁴ macht man eine erstaunliche Entdeckung: Namen von Eltern der Universitätsschule, die als führende KPD- und SPD-Mitglieder schon vor 1933 in der Öffentlichkeit Jenas eine Rolle gespielt hatten, gingen ab 1933 zum großen Teil in den Widerstand. Diese Eltern waren vor 1933 Mitglieder der Schulgemeinde der Universitätsschule und sie blieben es auch nach 1933. Ihre Kinder absolvierten in aller Unauffälligkeit ihre Schulzeit in der Universitätsschule.

Eltern der Universitätsschule im Widerstand

Von dem an der Jenaer Universität bis Mai 1933 lehrenden Volkswirtschaftler und Statistiker Paul von Hermberg ist seit langem bekannt, dass er als „Marxist“⁹⁵ seine Professur an der Universität Jena aufgeben musste, weil er die Abgabe einer Austrittserklärung aus der SPD verweigerte. Doch erst aus der Dokumentation von Heinz Grün erfährt man, dass Hermberg eine zentrale Rolle bei der Eingliederung einer Anzahl von zum Kampf im Untergrund entschlossenen Sozialdemokraten in das gut entwickelte Widerstandsnetz der Jenaer KPD spielte.⁹⁶ In seiner Villa, in die 1939 Ricarda Huch einzog, fanden konspirative Treffen statt.

Bedeutsam für die Geschichte der Universitätsschule im NS-Staat ist der Sachverhalt allerdings erst, wenn man die Namen zweier seiner Kinder, Edzard und Siebwende Hermberg, in den Schülerlisten der Universitätsschule entdeckt. Beide besuchten bis zum Oktober 1935 die Petersenschule, um dann auf höhere Schulen zu wechseln. Man findet beide Kinder in Programmen der halbjährlich stattfindenden „Pädagogischen Rückschau“ aufgeführt, die den Eltern im Rahmen eines reichen musischen Beiprogramms den Lernzuwachs der ersten beziehungsweise der zweiten Schuljahreshälfte vorführten.⁹⁷ Ein Lehrerbericht belegt, dass die Hermberg-Tochter

93 Anders als ich im Band „Universitätsschule“ annahm, befinden sich im Jenaer Universitätsarchiv (UAJ, Best. S Abt I, Nr. 137–170) auch einige Schülerlisten von Untergruppen. Die Lehrerberichte und letztlich der archivalische Gesamtbestand zur Jenaer Universitätsschule 1924–1950 sind es wert, in Form einer Dokumentation der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden.

94 Grün: Bürger (wie Anm. 1).

95 Helmut Heiber: Universität unterm Hakenkreuz. Teil 1. Der Professor im Dritten Reich, München 1991, S. 319; Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 141; Jörg Opitz: Die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Jena und ihr Lehrkörper im „Dritten Reich“, in: Uwe Hoßfeld u.a. (Hg.): „Kämpferische Wissenschaft“. Studien zur Universität im Nationalsozialismus, Köln 2003, S. 471–518, hier S. 478.

96 Grün: Bürger (wie Anm. 1), S. 42, 50, 53.

97 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 141f.

ein halbes Jahr nach ihrem Wechsel in die Oberschule anlässlich eines Elternabends mit Vorführungen der Schüler ihre ehemaligen Mitschüler der Mittelgruppe besuchte.⁹⁸

In demselben Lehrerprotokoll, das ich 1996 veröffentlichte, findet sich die Notiz, dass „Herr Ankele“ an einer Eltern-Vorbesprechung zur Vorbereitung der Schulreise teilnahm.⁹⁹ Sein Sohn Hans war Schüler der Universitätsschule von 1929 bis 1937, ohne dass Näheres über ihn aus dieser Zeit bekannt ist. Er stammte nicht aus dem Bildungsbürgertum, sondern aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater, Heinrich Ankele, gehörte zum Freundeskreis der Universitätsschule. Nach der Angabe aus einer Schülerliste war er von Beruf „Nadler“ (Drahtzieher). Bei Heinz Grün wiederum findet sich, dass der Kommunist Heinrich Ankele ab 1933 im Nordbezirk Jena in dem von Magnus Poser aufgebauten Widerstandsnetz eine Leitungsfunktion besaß und eine Gruppe von zehn Widerstandskämpfern anführte.¹⁰⁰

Bei der Mithilfe im Schulleben, zu welcher sich die Eltern der Universitätsschule freiwillig verpflichteten, hatte sich Heinrich Ankele, so erfährt man aus einem Blatt der Schulakten, im Schuljahr 1935/36 für die Baumpflege und das Schneiden der Bäume auf dem Schulgrundstück gemeldet.¹⁰¹ Es war wohl kein Zufall, dass sich zu dieser Tätigkeit auch das frühere Mitglied der KPD-Opposition, Alfred Weißköppl, bereit erklärte, der nach Heinz Grün ebenfalls im Jenaer Widerstand agierte. Auf demselben Blatt sind beide Väter auch als Mitglieder der „Werkstatt-Gruppe“ genannt. Dieses Elternaktiv hatte die Aufgabe, in der Universitätsschule kleine Reparaturarbeiten durchzuführen. Neben Ankele und Weißköppl gehörte dazu auch der Kommunist Herbert Schöppe, dessen Frau Lina von Petersen 1943 die Stelle der Hausmeisterin der Universitätsschule erhielt.¹⁰² Zur Gruppe von sozialistisch gesinnten Vätern gehörte Schöppes Stiefsohn Fritz Grebhan, der im Jahr zuvor gerade die Petersenschule abgeschlossen hatte, eine Ausbildung absolvierte und als Ehemaliger an „seiner“ Schule mitwirkte. Und nicht zuletzt muss als Vater zweier Söhne, die die Petersenschule besuchten, auch der ehemalige SPD-Stadtrat Karl Nicolai im Werkstatt-Team genannt werden, der ebenfalls aktiv im Jenaer Widerstandsnetz wirkte.

Reaktionen

Der Band „Die Universitätsschule Jena. Zufluchtsort für bedrohte Kinder im Nationalsozialismus“ erschien Mitte Oktober 2010. In ihm wird folgende These dargelegt: Eine größere Anzahl von Personen, die in mehreren von Jenaer Historikern im Zeitraum 1998–2007 erstellten Dokumentationen Erwähnung finden, dort als ab 1933 dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus zugehörend und als dessen Opfer beschrieben, schickten ihre Kinder in die Petersenschule. Ein von mir formuliertes

98 Zu Edzard Herberg ebd., S. 187.

99 Ebd., S. 201.

100 Grün: Bürger (wie Anm. 1), S. 13.

101 UAJ, S I, Nr. 159, n.p.; Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 252, Anm. 376.

102 UAJ, D 2588, n.p.; Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 146.

Statement stellte sich als durch die Zeitereignisse überholt heraus. Gisela Horn hatte 2007 in ihrer beeindruckenden Abhandlung über „Jüdische Frauen in Jena“ auch das Schicksal von Hildegard Grebe, die „Halbjüdin“ war, geschildert. Ihr Antrag, nach der Scheidung 1935 erneut zu heiraten, wurde von den Behörden zurückgewiesen. Die Kreisleitung der NSDAP Jena forderte die vorherige Unfruchtbarmachung Hildegard Grebes mit der Begründung: „Wir haben in Deutschland schon genug Bastarde und wollen froh sein, wenn wir deren Zahl verringern können.“¹⁰³ Hildegard Grebes Tochter Cornelia ging 1948 als Studentin der Berliner Universität (später Humboldt-Universität) in die USA. Sie lebt heute als Cornelia Cotton verwitwet im Staat New York. 1934 in die Universitätsschule eingeschult, bezeichnete Cornelia Cotton in ihrer 2008 erschienenen Autobiographie die Schulzeit in der Petersenschule als eine einzigartige Erfahrung von Humanität und deren Leiter als einen „wundervollen und weisen Lehrer“, während sie selbst auf der Straße als Kind mit den Worten verhöhnt wurde: „Deine Mutter ist eine Jüdin! Deine Mutter ist eine Jüdin!“¹⁰⁴ Mein Kommentar dazu lautete: „Dass die Bewertung Petersens als ‚weisen Lehrer‘ von Cotton nach der jüngsten Enthüllung antisemitischer Texte noch so hätte geschrieben werden können, ist zu bezweifeln.“¹⁰⁵ Cotton hatte am Ende ihrer Autobiographie im Rückblick auf den Nationalsozialismus betont: Niemand könnte sie „jemals dazu bringen, mich dafür zu schämen, wer und was ich war. [...] Genau damals und dort wusste ich auch, dass ich diesen Teil meiner selbst, der als verhasst galt, – den jüdischen Teil – immer schätzen würde.“¹⁰⁶

Doch meine Vermutung erwies sich als falsch. Im September 2010 fand ein Wiedersehenstreffen von 62 ehemaligen Petersen-Schülern in Jena statt. Die 82-jährige Cornelia kam aus den USA nach Jena und hielt eine kleine Ansprache im Kreis ihrer ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen. Darin hieß es über Petersen:

„Er war ein Mensch mit Schwächen und Widersprüchen und gewissen Vorstellungen, die heute unbegreifbar erscheinen. Ich überlasse es anderen, sich mit diesen Sachen zu befassen – sie sind wichtig. Doch wichtig für uns, seine Schüler, ist, dass er ein Paradies für Kinder geschaffen hat, und dafür soll sein Andenken geehrt und bewahrt bleiben.“¹⁰⁷

Wie hat der Forscher mit dieser Äußerung Cornelia Cottons umzugehen? Ich denke, weder sollte sie pro oder contra Petersen eingesetzt werden, noch sollte man ihr mitteilen, dass sie (da sie nicht „Volljüdin“ ist) im NS-Staat keiner Gefährdung ausgesetzt war – wie Gegner meines Buches immer wieder hervorheben. Deren Argument lautet: In der Universitätsschule Jena, welche zeitweise die Tochter von Hans F.K. Günther, die jüngste Tochter von Wolf Meyer-Erlach oder ein Sohn von Lothar Stengel- von Rutkowski besuchten, konnten ab 1933 nicht gleichzeitig Kinder sein, deren Eltern vom NS-Regime bedroht waren. Wenn Absolventen der Schule

103 Zitiert nach Gisela Horn: Jüdische Frauen in Jena, in: Amlacher/Ebert/Horn: Anpassung (wie Anm. 8), S. 56–90, hier S. 58. Ausführlich zu diesem Problem vgl. Alexandra Przyrembel: „Rassenschande“. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus, Göttingen 2003.

104 Cornelia Cotton: Schaufenster. Ansichten eines Lebens, Jena 2008, S. 16.

105 Retter: Universitätsschule (wie Anm. 2), S. 247, Anm. 237.

106 Cotton: Schaufenster (wie Anm. 104), S. 106.

107 Dies.: Bemerkungen. Zum Anlass des Treffens ehemaliger Petersen-Schüler in Jena am 24. September 2010. (Ms., Stadtarchiv Jena, Sammelmappe Universitätsschule)

dem „Rassisten“ Petersen dankbar für den Schutz sind, den diese Schule ihrer Familie bot, dann können die Betroffenen nicht Kinder von rassistisch oder politisch Verfolgten gewesen sein.

Das Bestehen auf dieser „Logik“ ignoriert die Faktizität dokumentierter Erfahrung, mit der Cotton zweierlei deutlich macht: Alle politischen Belastungen Petersens müssen aufgeklärt, nichts darf verdrängt oder beschönigt werden angesichts der Shoah und der nationalsozialistischen Verbrechen. Die andere Botschaft Cottons lautet: Ich habe als Kind in der Universitätsschule Petersen als einen guten und weisen Lehrer erfahren. Diese Erfahrung in einer Zeit, in der meine Eltern und ich selbst unter dem NS-Regime litten, sollte nicht durch Bagatellisierung des Unrechts und der Verfolgung, der eine Anzahl von Absolventen der Universitätsschule ausgesetzt waren, zu erneutem Unrecht führen.

Beide Botschaften sind aus meiner Sicht beachtenswert. Dabei muss man sich nicht distanzlos die Aussagen von Absolventen der Petersenschule einverleiben. Der Forscher nimmt Anteil, aber er behält seine Distanz. So gesehen kann man nur empfehlen, jenen herabsetzenden Tonfall zu meiden, den Torsten Schwan an den Tag legte, als er meine von Teilhabenden getragene Darstellung des Schicksals ihrer Mutter als „massiven Revisionismus“ abqualifizierte, der „erschreckende Verzeichnungen widerspiegelt“¹⁰⁸ – nachdem ich Cottons Autobiographie nebst Daten aus dem Universitätsarchiv auswertete. Die „tatsächliche historische Realität“ der Universitätsschule, weiß Schwan, war völlig anders als Cornelia Cotton (oder andere Petersen-Schüler wie Rolf Schrade) sie berichteten. Wenn Schwan mit beißendem Spott „Retters heile Welt“ kritisiert, kann ich nur – ohne Spott – entgegenen: Nein, es war Cottons heile Welt, die ich wiedergab. Ansonsten konnte sie ihre Kindheit und die Situation ihrer Familie kaum als heil bezeichnen, nachdem die NS-Justiz die Lebenspläne ihrer Mutter aus „rassistischen“ Gründen zerstört hatte. Ich erweise ihrem Schicksal und dem ihrer Familie gegenüber meinen Respekt,¹⁰⁹ während Schwan sich als Entlarver von „Mythen“ gefällt und von Leid gezeichnete Schicksale missachtet. Die von ihm praktizierte Ideologie – keine „Volljüdin“ – keine Gefährdung – ist in ihrer Wirkung derart verletzend gegenüber lebenden Personen, die im Nationalsozialismus gedemütigt und entrechtet wurden, dass Schwans Versuche, mit herabsetzenden Begriffen wie „Erfindung von Judenkindern“ oder „Instrumentalisierung der Opfer“ sich eine rhetorische Herrschaft über Mitmenschen anmaßt, die zur traurigen moralischen Selbstentblößung wird. Wer als Forscher von konkret erfahrenem Leid im NS-Regime ausgeht, wie dies in den dokumentierten Fällen geschah, nimmt zuallererst diese Erfahrung ernst und versucht sie nicht gemäß der Nomenklatur der Rassengesetze in die Klassen der ihnen von den Nationalsozialisten zugewiesenen Schicksale aufzuteilen. In vielen Fällen hielt sich die Gewalt des NS-Regimes nicht an die eigenen Klassifikationen, sondern war reine Willkür.

108 Schwan: Universitätsschule (wie Anm. 3), S. 140.

109 In einem ausführlichen Brief vom 13.4.2011 aus den USA brachte Cornelia Cotton nach Erhalt meines Buches ihre Freude und Dankbarkeit zum Ausdruck, indem sie betonte: „dass Sie die Petersenschule, das eigentliche Lebenswerk von Prof. Petersen, so gründlich und so großmütig und auf alle Zeiten festgehalten haben“. Dabei nannte sie viele erinnerte Details zu einzelnen Mitschülern wie Felix König und Rolf Gruner. Ebenso erwähnte sie die Freundschaft ihrer jüdischen Großmutter mit der Jüdin Anna Herschkowitz, über die der Band „Juden in Jena“ (vgl. Anm. 1) berichtet. Cottons E-Mail ist archiviert im Stadtarchiv Jena (Mappe Universitätsschule).

Anders als meine Kritiker mir nahelegen, sah ich es nicht als meine Aufgabe an, den Befragten einzureden, dass ihre Erinnerung an das, was sie und ihre Angehörigen im NS-Staat erfuhren, falsch sei und dass es ihnen im Nationalsozialismus relativ gut ging, da sie keine Juden, sondern nur „Halbjuden“, „Vierteljuden“ oder Kinder kommunistischer Eltern des aktiven Widerstands seien. Ich weigerte mich in der Tat, einem anerkannten Opfer des Nationalsozialismus, das als Kind die Petersenschule besuchte, vorzuhalten, dass bei ihm als „Halbjuden“ „nur“ die jüdische Mutter ins KZ deportiert wurde, nicht aber der Vater, der „nur“ Zwangsarbeit bei der „Organisation Todt“ leistete – entsprechend der von Ortmeyer und Schwan ausgegebenen Parole, dass „volljüdischen“ Kindern und ihren Eltern ein noch schlimmeres Schicksal drohte.¹¹⁰ Ich halte es für inhuman, heute wegzuschauen vom Unrecht, das diejenigen erfuhren, die nicht von vornherein zur Ermordung vorgesehen waren, gleichwohl verfolgt wurden unter dem Regime. Das Leid Betroffener zu bagatellisieren, um sie aus der öffentlichen Erinnerungskultur ausschließen zu können, ist inhuman. Richtig ist, dass „Auschwitz“ nicht relativierbar ist. Wie ist das Problem lösbar? Gewiss nicht durch eine Rhetorik, die sich um das Nichtvergessen des nationalsozialistischen Völkermords bemüht und gleichzeitig exkludiert.

Der Gattungsbruch der Jenaer Erinnerungsgeschichte

Der Holocaust¹¹¹ bietet heute dem Erinnern nicht einen einzigen, sondern mehrere Zugänge. Theodor W. Adorno war legitimiert, über „Erziehung nach Auschwitz“ zu sprechen, und er tat dies in einer Weise, die damals, vor einem halben Jahrhundert, für viele vorbildlich war. Der Nobelpreisträger Imre Kertész besitzt diese Legitimation ebenfalls. Er erinnert in seinem „Roman eines Schicksallosen“ in einer Weise an die Shoah, die Adorno vermutlich missbilligt hätte. Und es gibt heute noch sehr viel mehr Möglichkeiten, die Erinnerung an den Holocaust wach zu halten. Dazu gehören Ruth Klügers „weiter leben“ und Hans Jonas' Reflexionen über den Gottesbegriff nach Auschwitz.¹¹² Niemand, der als Wissenschaftler über Antisemitismus und

110 Der Jenenser Jude Carl (Charles) Heinz Friedmann (* 1926), der dem Holocaust durch Emigration in die USA entkam, berichtete von seinem Unterricht als Kind in der jüdischen Religionsschule: „Wir haben ein einigermaßen gutes jüdisches Lernen gehabt. Das ging bis zum Jahr 1938. Danach [...] wurden mein Bruder und ich in das Kinderheim nach Leipzig geschickt, das übrigens ganz kosher und orthodox geführt wurde. [...] Mein ganzes jüdisches Wissen, das ich heute noch benutze, kam von den drei Jahren, die wir in Leipzig verbracht haben.“ Albrecht Schröter: Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Holocaust, in: Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1), S. 35–73, hier S. 56.

111 Ich verwende für den Völkermord des Nationalsozialismus an den europäischen Juden die drei Begriffe Holocaust, Shoah und Auschwitz in gleicher Bedeutung. Ebenso benutze ich anstelle von NS-Staat weitere Begriffe (wie NS-Regime u.a.) in gleicher Bedeutung.

112 Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz, in: ders.: Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt a.M. 1970, S. 92–109; Imre Kertész: Roman eines Schicksallosen, Reinbek bei Hamburg 2003; Ruth Klüger: weiter leben. Eine Jugend, München 2010; Hans Jonas: Der Gottesbegriff nach Auschwitz. Eine jüdische Stimme, Frankfurt a.M. 1987; Primo Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten, München 2002; Edith Devries: Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da. Eine jüdische Kindheit zwischen Niederrhein und Theresienstadt, Norderstedt 2008.

Völkermord im NS-Staat Aussagen trifft, kann dies guten Gewissens tun, ohne die neunstündige Film-Dokumentation „Shoah“ von Claude Lanzmann gesehen zu haben.¹¹³

Nur vor diesem Erfahrungshintergrund lässt sich Ortmeiers Anliegen, „Nie wieder Auschwitz!“ voll verstehen. Ich nehme dieses Anliegen ernst. Doch wer um Familienangehörige trauert, die im Holocaust ermordet wurden, wird sich hüten, die Erinnerung derjenigen zu entwerten, die im NS-Regime „nur“ drangsaliert und gequält worden sind. Er wird sich vielmehr mit ihnen solidarisch fühlen. Wer als Jude der Shoah entkam, wird nicht das Wachhalten an die Verbrechen des Nationalsozialismus fordern, um gleichzeitig jenes Leid, das „Halbjuden“ oder „Vierteljuden“ erlitten, gegen Erfahrungen aufzurechnen – wie dies betroffene ehemalige Absolventen der Petersenschule jüdischer Herkunft angesichts der Bewertungen Ortmeiers und Schwans erfuhren, nachdem mein Buch erschienen war.

In der Auseinandersetzung mit den Befunden zur Universitätsschule im NS-Staat lässt Ortmeier differenziertere Sprachmuster erkennen, als dies in der totalitären Sprache Schwans der Fall ist. Es sind nur Sprachpartikel, aber ich nehme sie wahr, und mir ist wichtig, diesen Unterschied in der Sprache beider Rhetoriker zu benennen. Der Sinn für diese Differenz bildet sich aus, wenn man die Erfahrung des Leids von Opfern des Nationalsozialismus direkt erfährt. Ortmeier hatte diese Erfahrung durch sein (oben erwähntes) Projekt Anfang der 1990er Jahre. Wenn man unter ihrem frisch gewonnenen Eindruck steht, wie ich in meinem kleinen, spontan durchgeführten Projekt, dann ist die Bereitschaft sich für sie, die Geschädigten, einzusetzen, besonders groß – so meine Erfahrung. Wenn Ortmeier im Hinblick auf die Jenaer Universitätsschule „das Schicksal der ‚halbarischen‘ Kinder und der Kinder der Widerstandskämpfer“ als nur „bedrückend im Einzelfall“ bewertet,¹¹⁴ dann ist das diskriminierend für Menschen, die seine Nachbarn sein könnten. Doch immerhin: Ortmeier hat sie als Opfer gesehen, was Schwan völlig fremd ist, wenn er mein Bemühen als „schamlos“ bewertet wissen will. Es ist durchaus erlaubt, ein Fragezeichen hinter den Untertitel meines Buches zu setzen, um dessen Diktion kritisch zu diskutieren. Das ändert nichts an den dargestellten Fällen. Doch die sichtbare Geringschätzung von Menschen, die im Nationalsozialismus litten, wie sie Schwan in seiner „Analyse“ zum Ausdruck brachte, fordert dazu auf zu fragen, wessen Anstand und Schamgefühl hier auf dem Prüfstand steht. Ortmeier wusste offenbar nichts von der Jenaplan-Pädagogik in den Niederlanden (nur vom Schicksal Anne Franks), als er in seiner Habilitationsschrift über deren Vertreter in einer Weise urteilte, die leichtfertig und anmaßend, jedenfalls eines Hochschullehrers nicht würdig ist.

Es geht um Sätze, die Ortmeiers ideologischem Feindbild entsprechen, gleichzeitig aber konkrete Personen treffen wiederum Menschen, die später für den Jenaplan eintraten und nicht nur etwas aus Büchern von Anne Frank wussten, sondern, unter deutscher Besetzung in Amsterdam selbst im Untergrund, in nachbarschaftlicher Nähe zu ihr lebten. Ich meine das Ehepaar Hans und Susan Freudenthal. Die Nestorin der niederländischen Jenaplan-Pädagogik, Susan Freudenthal-Lutter, war bekanntlich,

113 Claude Lanzmann: Shoah (Filmdokumentation 1985); zur (Auto-)Biographie siehe ders.: Der patagonische Hase. Erinnerungen, Reinbek bei Hamburg 2010.

114 Ortmeier: Brief (wie Anm. 39), S. 42.

wie es im Nazi-Jargon hieß, „jüdisch versippt“. An diese Adresse richtete Ortmeier eine „Botschaft“, die man nur fassungslos zur Kenntnis nehmen kann:

„So gehörte es zu den demagogischen Floskeln, dass Peter Petersen ja nicht für die Nazis gewesen sein könnte, wenn es in Holland, dem Land, in dem Anne Frank versteckt worden sei, so eine Begeisterung für Petersen gäbe. [...] Es muss allerdings auch bewusst sein, dass Anne Frank nicht nur versteckt, sondern auch verraten und wie 90 Prozent der Juden deportiert und ermordet wurde. Vielleicht wundert es dann weniger, dass Petersen angesichts einer starken Grundströmung holländischer Kollaboration mit den NS-Besatzern bei bestimmten Kreisen in den Niederlanden solche Zustimmung findet.“¹¹⁵

Freudenthal-Lutter hatte bereits 1984 Distanz zu Petersens nationalsozialistischer Vergangenheit bekundet, ohne dass zum damaligen Zeitpunkt das ganze Ausmaß seiner Mitwirkung im NS-Regime bekannt sein konnte. Die niederländische Germanistin war verheiratet mit dem in Luckenwalde geborenen und in Amsterdam lehrenden jüdischen Mathematiker Hans Freudenthal (1905–1990), der 1943 in das Arbeitslager Havelte (Drente) deportiert wurde. Mit Hilfe seiner Frau gelang ihm 1944 die Flucht. Er arbeitete bis zum Kriegsende im Untergrund.¹¹⁶ Mirjam Freudenthal, die Tochter der niederländischen Jenaplan-Gründerin, die von Ortmeyers Ausführungen Kenntnis erhielt, teilte mir in einem Brief vom 5. April 2011 mit:

„Als Tochter von Susan Freudenthal-Lutter habe ich die Anfänge der niederländischen Jenaplan-Entwicklung als junge Frau intensiv miterlebt. Ich bin sehr schockiert durch die wissenschaftlich vollkommen unbegründete und unrealistische Verdächtigung der allerersten Befürworter und Pioniere des Jenaplan-Unterrichts in den Niederlanden. Praktisch alle betreffenden Personen sind inzwischen verstorben und können sich nicht mehr verteidigen. Es gibt aber mehrere Publikationen, die klar machen, dass es nach dem Bekanntwerden nationalsozialistisch gefärbter Texte von Petersen in den 80er Jahren bei meiner Mutter und in den pazifistischen und linkskatholischen Kreisen der Jenaplan-Pioniere eine spürbare Enttäuschung gegeben hat. Aber sie haben sich für die Sache des Jenaplans, das pädagogische Modell, nicht für eine Person entschieden. Dass Ortmeier solche seltsamen Ideen über den angeblichen Einfluss einer ‚Nazi‘-Pädagogik Petersens auf ‚bestimmte Kreise‘ der niederländischen Kollaboration in die Welt setzt, ohne jede nähere Kenntnis der Situation und der beteiligten Menschen damals, ist skandalös. Schon 1933 sind meine Eltern von Amsterdam nach Emmerich gereist um gegen Hitler zu wählen. Während des Krieges haben beide ernsthaft gelitten unter der deutschen Besatzung und der Judenverfolgung. Mein Vater als ausgebürgerter deutscher Jude ist inhaftiert gewesen und glücklicherweise auch geflüchtet.“

Es besteht wenig Hoffnung, dass diese Zeilen einer niederländischen Bürgerin jüdischer Herkunft hierzulande aufklärende Wirkung besitzen und Nachdenklichkeit erzeugen. „Halbjuden“ haben dank Ortmeyers Wirksamkeit und der Medienunterstützung, der er sicher sein kann, kaum eine Chance, im Kontext des Themas „Petersen und der Nationalsozialismus“ überhaupt gehört zu werden. Rolf Schrade, im NS-Jargon ebenfalls „Halbjude“, emeritierter Professor für Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin, nahm den Leserbrief Torsten Schwans in der GEW-Zeitschrift „Erziehung und Wissenschaft“ zur Kenntnis, in welchem geäußert wird, mein Buch instrumentalisieren „schamlos“ das Leid jüdischer Menschen. Rolf Schrade schrieb daraufhin einen Brief an die Redaktion der Ostthüringer Zeitung, die seiner Bitte um Veröffentlichung nicht entsprach. Auch die Redaktion der GEW-Zeitschrift „Er-

115 Ders.: Mythos (wie Anm. 17), S. 79f., Anm. 318.

116 <http://www.luckenwalde.de/index.htm?stadt/ebfreud.htm>, zuletzt abgerufen am 14.3.2012.

ziehung und Wissenschaft“ wollte den Brief zunächst nicht abdrucken, wie eine Nachfrage ergab. Umso erfreulicher ist, dass die Veröffentlichung dann doch noch erfolgte. Der Originalbrief lautet:

„Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Rolf Schrade, Berliner Str. 25, 15831 Mahlow
Offener Brief 20.2.2011

Ich habe mit großer Erschütterung in einer Leserzuschrift von Herrn Torsten Schwan in der Zeitschrift ‚Erziehung und Wissenschaft‘ Nr. 2/2011, S. 34 gelesen, dass jüdische Kinder an der Jenenser Petersenschule in dem Buch von Prof. Dr. Hein Retter ‚Die Universitätsschule Jena im NS‘ von dem Autor erfunden worden seien: ‚Um dem vorzubeugen, muss man neuerdings jüdische Kinder an der Petersenschule während der NS-Zeit erfinden, um damit eine scheinbare historische Legitimität herzustellen und Petersen zum Widerstandskämpfer zu stilisieren.‘ Ich weiß natürlich nicht, warum es dem Schreiber dieser Zeilen wirklich geht. Auf keinen Fall sind das jedoch Wahrheit und Historizität. Denn jüdische Kinder gab es in der Petersenschule durchaus. Ich bin eines von ihnen. Im Jahre 1934 geboren, galt ich in der Nazizeit als Halbjude und habe trotz dieses ‚Makels‘ von 1940 bis Kriegsende 1945 eben jene Schule besuchen können. Jeder in Jena weiß, dass meine jüdische Mutter, Erna Schrade, in dieser Zeit in das Konzentrationslager Theresienstadt verbracht wurde. Mein Vater, damals Personal- und später Planungschef von Carl Zeiss Jena, der sich geweigert hatte sich von meiner Mutter scheiden zu lassen, wurde 1944 in ein Arbeitslager in Merseburg überstellt. Meine Eltern haben wie durch ein Wunder die Lager überlebt. Dass auch ich in Jena überlebt habe, verdanke ich mutigen Menschen wie Petersen, die mich durch ihr unkonventionelles Verhalten geschützt haben. *Ich denke – und das möchte ich an die Adresse des Schreibers der Leserzuschrift richten –, dass zu einer historischen Betrachtung gehört, tatsächlich alle Seiten einer Person und eines Geschehens zu beachten. Eine polemische einseitige Darstellung, wie er sie gibt, beschädigt nicht nur das Ansehen des Reformpädagogen Petersen, sondern beleidigt auch diejenigen Personen, die das Leid und das Unrecht der Nazizeit ertragen mussten.*

Rolf Schrade“.

Den von mir kursiv gesetzten letzten Sätze der Originalleserzuschrift Schrades stelle ich die von der GEW-Zeitschrift ‚Erziehung und Wissenschaft‘ (2011/Hf. 5, S. 34) veränderte Fassung gegenüber. Dort heißt es:

„Zu einer historischen Betrachtung gehört auch, tatsächlich alle Seiten einer Person und eines Geschehens zu beachten. Eine polemische einseitige Darstellung beleidigt auch die Menschen, die das Leid und die Verbrechen der Nazizeit ertragen mussten.“¹¹⁷

Redaktionen kürzen üblicherweise Leserbriefe. Bei derartigen Ungeheuerlichkeiten, wie Schwan sie von sich gab, sollte die GEW Rolf Schrade erlauben (was ihm verwehrt wurde), diesen „Fachmann“ persönlich darauf hinzuweisen, dass er Familie Schrade und andere Opfer des Nationalsozialismus ins Unrecht setzte. Es geht nicht um die Menschen als abstraktem Prinzip, sondern um lebende Personen, die Schwan trifft. Dass Schrade dann noch vom „Ansehen des Reformpädagogen“ Petersen spricht, war für die GEW schon zuviel. Das kann man verstehen. Jedenfalls hat die Frankfurter GEW-Redaktion mit dem Abdruck des Briefes richtig gehandelt. Sie hat völlig korrekt reagiert.

Die Ostthüringer Zeitung, von Schrade um Abdruck gebeten, reagierte nicht einmal. Was geht die OTZ in Jena der offene Brief eines „Halbjuden“ an, dessen jüdisch geborene Mutter durch ihre Tätigkeit für das „Büro Grüber“ in Berlin jüdisch geborenen Mitbürgern das Leben rettete und dessen Vater, Hugo Schrade, zurückge-

117 Leserbrief Rolf Schrade: „Große Erschütterung“, in: Erziehung und Wissenschaft 63 (2011), Hf. 5, S. 43.

kehrt von Zwangsarbeit, nach dem Einzug der Amerikaner 1945 die Rückkehr von 30 Thüringer Frauen aus dem KZ Theresienstadt organisierte?¹¹⁸ An Hugo Schrade erinnert in Jena eine Straße, die seinen Namen trägt. Den offenen Brief seines Sohnes Rolf Schrade der Bevölkerung Jenas vorzuenthalten, bedeutet punktuell genau das, was in der Diktatur bis 1945 und dann wiederum bis 1990 dauerhaft geschah: etwas durch Negierung mit voller Absicht für die Welt als nicht existent auszuweisen. Denn was nicht in der Zeitung steht, existiert nicht. Im vorliegenden Fall ging es der OTZ-Redaktion wohl nicht nur darum, der Peinlichkeit zu entgehen, dass der „Fachmann“ Schwan, den der verantwortliche Redakteur hofiert hatte, im Zusammenhang meines Buches plötzlich von einer in Jena bekannten Persönlichkeit Kritik erhielt. Es ging um mehr.

Schwan beschwor in Jena den „Gattungsbruch“ des Holocaust.¹¹⁹ Doch als Gewährsmann der OTZ durfte er maßgeblich am „Gattungsbruch“ der Jenaer Erinnerung mitwirken. Ein offener Brief kann, muss aber nicht abgedruckt werden. Ein Brief Schrades in dieser Situation hätte bei Vorherrschen einer freien Presse in Jena auf jeden Fall die Chance vollständiger Veröffentlichung erhalten. Mit dem Verschweigen des offenen Briefes wurde ein zentraler Bestandteil der Erinnerungskultur Jenas getroffen: der christlich-jüdische Kontext, für den Hugo, Erna und Rolf Schrade¹²⁰ stehen.

Ehemalige Schüler der Universitätsschule, deren Eltern und Familienangehörige im NS-System litten, haben ein moralisches Recht, diese Schule als Ort des Schutzes im Nationalsozialismus in ihrer Erinnerung bewahren zu dürfen, ohne von dritter Seite diskreditiert oder aus der lokalen Erinnerungskultur ausgeschieden zu werden. Ihre Erinnerungen verdienen Beachtung durch die zeithistorische Forschung. Ich wiederhole: Mein Buch ist keine Bewertung Petersens (die hier nicht zur Diskussion steht). Die Behauptung von Gegnern, Petersen soll damit zu Jenas „Schindler“ erhoben werden, ist zwar absurd, hat jedoch Methode: Das Thema Universitätsschule soll der Lächerlichkeit preisgegeben und ideologisch korrumpiert werden. Dabei geht es um die schlichte Mitteilung, dass die Petersenschule zu einem erheblichen Teil von Kindern besucht wurde, die selbst oder deren Eltern das Regime zu fürchten hatten, und, soweit ich mit noch lebenden Zeitzeugen sprechen konnte, dieser Schule und ihrem Leiter dankbar sind, dass sie sich ihm anvertrauen konnten. Der Untertitel des Buches, an dem sich die Diskussion entzündete, kann wegfallen, muss jedenfalls kein Reizthema sein. Man kann zusätzliche Erläuterungen für die Wahl von Begriffen in einem sensiblen Sprachfeld geben, um Missverständnissen vorzubeugen; es ist möglich, nicht nur Material aus dem Projekt zu dokumentieren, sondern einmal mehr auch zur Rassen- und Schulgesetzgebung. „Verfolgung und Vernichtung“ (Eberhart Schulz) jüdischer Mitbürger in Jena wurden hinsichtlich der Gesetze und Erlasse 1933–45 von Jenaer Historikern gründlicher berücksichtigt, als Schwans oder Ortmeysers Belehrungsversuche dies wahrzunehmen bereit sind. Die Karikaturen, die

118 Arbeitskreis: Juden (wie Anm. 1), S. 165–167.

119 Schwan: Universitätsschule (wie Anm. 3), S. 115.

120 Prof. Dr. Dr. h.c. Rolf Schrade (*1934), emeritierter Professor für Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin, ist einer der international bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der frühchristlichen Kunst Georgiens.